Freie Gedancken zur Verbesserung der Menschlichen Gesellschafft.

Dritte Sammlung.

Franckfurt und Leipzig,
Bey Johann Friedrich Fleischer,
1748.

Vorrede.

Ich setze meine freie Gedanken fort, weil man solches von mir verlangt. Ich bin meinen Lesern verbunden, daß sie meine gute Absichten erkennen und meine Fehler entschuldigen. Beydes muntert mich auf.

Wie glücklich wolte ich mich schätzen, wenn meine wohlgemeynte Vorschläge auch einen Nutzen hätten; allein, ich bescheide mich; darzu wird mehr erfordert. Genug, daß ich einen Zeugen der Wahrheit mit abgebe und die Zahl derjenigen vermehre, die gegen die Ungerechtigkeit und Mißbräuche eiffern.

Einige haben an meinem Vortrag dieses auszusetzen, daß ich mich nicht mehr an die neue mathematische Lehrart binde. Ich würde solches thun, wann ich damit so geschickt zurecht kommen könte, als unser berühmter Herr geheime Rath von Wolff; allein, wann ich sagte, daß mir das weitläufftige Mischmasch seiner meisten Schüler ge-

stel, die es einem so grosen Lehrer mit kleinen Kräfften nachmachen wollen; so würde ich aus Höflichkeit nicht aufrichtig seyn.

Ich schreibe deswegen nach meiner Art, frey und ungezwungen. Meine Beweisthümer sind aus der vernünfftigen Natur, aus der Religion, aus der Ubereinstimmung gesitteter Völker und aus der täglichen Erfahrung hergenommen. Diese unterstütze ich öffters mit Exempel aus den Geschichten. Die Alten haben auf gleiche Art ihre Gedanken vorgetragen, und Aristoteles war der erste, der die Wahrheit zu einer Wissenschafft der Gelehrten machte. Wir haben aber, seitdem die künstliche Lehrart aufgekommen ist, wenig Verbesserung in den Wissenschafften und in den Sitten der Welt verspüret. So viel man sich auch darauf einbildet.

Ich hasse niemand, und weis nichts von derjenigen Eifersucht, welche die Menschen antreibet, sich einander zu beleidigen; Allein, ich kan das Unrecht nicht sehen, ohne mich darüber zu regen. Ich empfinde solches, als ein Mitglied der

mensch-

menschlichen Gesellschafft, wenn ich gleich nicht selbst darunter leide.

Ich schreibe deswegen wider alle Arten der Tyranney, weil ich wahrgenommen, daß bisher der menschlichen Gesellschafft nichts schädlicher gewesen ist. Man würde mir aber sehr unrecht thun, wenn man deswegen glauben wolte, ich hätte zu wenig Ehrerbietung gegen die Häupter der Erden. Wer mich kennet, der wird wissen, daß ich einen gütigen und weisen Fürsten ja so heilig verehre, als ich Ursach finde, die tyrannische Gewalt zu verabscheuen. Ich weiß, daß sie GOTT zu Stadthaltern seines Volks bestellet hat; und daß sie von ihm geordnet sind / Recht und Gerechtigkeit zu handhaben / die Böse zu strafen und die Frommen zu schützen. Misbrauchen sie aber dieser Gewalt und opfern ihrer Herrschsucht die Freiheit u. die Wohlfart des Volkes auf, so ist ihr Verbrechen eben so groß, als ihre Macht zu schaden.

Inhalt

Derer in dieser Dritten Sammlung enthaltenen Materien.

I. Gedancken vom Heldenmut. p. 1

II. Bedencken von der Schädlichkeit der Festungen und dem wider das Natur- und Völcker-Recht lauffenden Gebrauch des Pulvers p. 16

III. Von dem Gast-Recht p. 44

IV. Beweiß, daß Frankreich durch seine bisher sich ausbreitende Macht sich selbst am meisten schadet p. 77

V. Von der Gesindes-Ordnung p. 100

VI. Vorschlag, die teutsche Sprach auf einen gewissen Grund zu setzen, und in Teutschland übereinstimmig zu machen . . . p. 127

I.

Gedancken vom Heldenmut.

Die Natur ist reich genug, alle Menschen zu versorgen: sie entdecket sich uns mit unzehlichen Gütern und Annemlichkeiten; Allein die Gewalt der Grosen hat schier alles an sich gerissen und durch den Raub, damit sie sich erhoben, die Welt arm gemacht: Der Schrecken hat die Poeten zu ihrem Lob aufgebracht, und weil die Emfindungen der Natur sich nicht so, wie die Wörter zwingen liesen, sannen sie auf Fabeln und Gedichte, und machten sie zu Helden.

Menes war ein Enkel des Noa, er wurde als ein Sohn und Nachkommen der Götter und halb-Götter in Egypten verehret. War dieses nicht Recht genug, das Reich als ein König zu beherrschen?

Sesostris durchzog mit seinen Waffen die

ihm offne Welt. Was bewog ihn zu diesen weiten Zügen? Wer den Sethos des P. Terrasson lieset, der findet ihn als einen Helden vorgestellet, der die Völker durch Gesetze in eine vernünfftige Verfassung zu bringen suchte; Allein die ganze Erzehlung ist eine Fabel, die sich auf einige Umstände der alten Geschichte gründet.

Sethos war im Grund nichts anders, als ein stolzer übermüthiger Fürst, der nicht wuste, wie er sich bey seiner Macht und Hoheit närrisch genug gebehrden solte. Er lies zuweilen statt seiner Pferde, vier gefangene Könige an seinen Wagen spannen und sich also zur Bewunderung seines Volks, als einen hochmüthigen Gecken herumführen.

Er lies Seulen zum Denckmal seiner Siege aufrichten und zur Beschimpfung der Völker, die ihm nicht wacker in die Eisen gegangen waren, das weibliche Zeichen mit beyfügen. Die Bild-Seulen, die ihn vorstellen solten, waren dreißig Ellen hoch, und die Aufschrifften, die er darauf graben lies, waren so wohl Nachrichten von seiner Thorheit als von seiner Macht. So närrisch waren schon vor alten Zeiten die Begriffe der Hoheit und des Heldenmuts.

Vernünfftiger könte man nicht schliesen, als jener See-Räuber, welcher den Alexander für den grösten Räuber in der Welt hielt, dessen Handwerk er nur im Kleinen trieb, und deswegen

gen solte gestrafet werden, weil er nicht die Macht hatte, sich damit, wie der macedonische König, im Grosen hervor zuthun.

Eine Mauritanerin sties einsmal einem Löwen auf, welcher sie zum Frühstück anpacken wolte. Die List, welche diesem Geschlecht eigen ist, brachte sie auf den Einfall, sich vor der thierischen Majestät zu demüthigen: sie warff sich also dem Löwen zu Füsen, sie bat ihn mit den beweglichsten Gebehrden, ihrer zu schonen: sie stellte ihm vor, wie sie nur ein armes geringes Weibesbild wäre, mithin eine allzuunwürdige Beute für ein so edles und grosmüthiges Thier seyn würde; der Löwe lies sich diese Schmeicheley gefallen, und sparte seinen Appetit auf ein beherzteres Geschöpfe. Herodotus erzehlet die Geschichte, welche, ob sie gleich nach einem Mährgen schmecket, uns dennoch hier zur Lehre dienen kan.

Wir verhalten uns gegen unsre vermeynte Helden nicht viel anders, als dieses Weibsbild gegen den africanischen Löwen. Wir schmeicheln ihrer Grosmut und ihrer Vortrefflichkeit, nur daß sie unsrer schonen und uns nicht gar ihrem Heldenmut aufopfern mögten. So weit gehen die Ausschweiffungen der Furcht und der Hoheit; und man kan sagen, daß alle Laster in der Welt zusammen, so schändlich und so schädlich sie auch immer seyn mögen, doch dem menschlichen Geschlecht nicht so grund-verderblich sind, als der so genannte Heldenmut.

Die Griechen und Römer waren witzige Völker: sie kanten die Natur und ihre Rechte: sie verabscheuten die eigenmächtige Gewalt eines ununmschränckten Monarchen; sie erwiesen der Tugend und der Grosmut mehr Ehre, als einer hohen Geburt und zufällig-erworbenen Reichthümern: Sie sezten alles für ihre Freyheit auf.

Xerxes wurde mit seiner nie erhörten Kriegs-Macht aus Griechenland, und der siegende Hannibal aus Italien getrieben; allein, so Griechenland als Rom musten endlich sich unter dem Scepter zweyer stolzen Menschen beugen, an denen man so viele Tugenden als Laster bewunderte, und welche die Natur darzu schien hervorgebracht zu haben, um durch ein wunderbares Gemengsel guter und böser Eigenschafften die Menschen zu gewinnen.

Alexander und Cesar waren die beyde Uberwinder dieser sonst unüberwindlichen Republicken. Der Hochmut machte sie so grose Dinge unternehmen, und ihr Frevel wurde zum Heldenmut, indem sie durch ihre Tapferkeit die tapferste Völker besiegten.

Man hätte denken sollen, das Christenthum würde einer so schädlichen Neigung Maas und Ziel gesezt haben; Allein die Christen haben es den Heyden darinnen noch zuvor gethan. Theodosius übermachte es in dieser Sache dergestalt, daß ihn der H. Ambrosius darüber nöthigte Kirchen-Buse zu thun. Heut zu Tage

sind

sind unsre meiste Geistlichen viel höflicher geworden: sie begleiten das Te Deum laudamus, welches in den Kirchen zur Verherrlichung einer grausamen Schlacht, oder eines eroberten Platzes angestimmet wird, mit den zierlichsten Lob-Reden. Man danket dem Könige aller Königen, daß er die Waffen eines irrdischen Fürsten mit einem gräslichen Blut-Bad gesegnet hat.

Wunderbare Begriffe von der Güte und Barmherzigkeit eines huldreichen GOttes! Sind dieses die Kennzeichen eines Volks das zur Liebe und zum Frieden geschaffen ist? Ich verstehe hier nichts.

O mögten unsre Zeiten, in denen wir uns des Anwachses der Wissenschafften und einer gereinigten Tugend-Lehre rühmen, auch den tollen Heldenmut mit einmal die Larve abziehen, und das grausame Wahn-Gespenst, das sich darunter zu verbergen pflegt, in seiner rechten Abscheulichkeit vorstellen! O möchten wir dasjenige einmal mit einer wahren Tapferkeit verdammen lernen, was die heiligste Gesetze der Natur und der Religion mit der grösten Wut verletzet! Wer hat uns die Freyheit gegeben, unseres gleichen zu würgen und andern diejenige Güter zu rauben, welche die Vorsehung eines liebreichen Schöpfers einem jeden zu seinem Genuß ausgetheilet hat? Sind wir nicht Menschen und allesamt Unterthanen eines Herrn? Wollen wir anders der Vernunfft noch ein wenig Ehre erweisen, so lasset uns die thörigte Begriffe vom

Heldenmut aus der menschlichen Gesellschafft verbannen und denjenigen nur für einen wahrhafftig grosen Mann und rechten Helden angeben, dessen Geistes Hoheit sich darinnen zeiget, andern Menschen Gutes zu thun, und die gemeine Wohlfart zu befördern.

Lasset uns die Tyrannen, als das gröste Ungeheuer in der Welt verabscheuen und alle unsre Kräffte anwenden, solche, wann es seyn könte, gar von dem Erdboden zu vertilgen.

Je mehr wir unseres gleichen lieben und in der Glückseligkeit anderer Menschen ein Vergnügen empfinden; je mehr wird uns ihre Noth und ihr Elend rühren, wann wir sie leiden sehen. Der wahre Heldenmut kan sich durch nichts besser ausdrüken, als wann er den Bedrängten zu Hülffe eilet, und an statt sie noch mehr zu unterdrücken, für ihre Wohlfart eiffert.

Nichts ist grausamer als der Krieg. Man solte deswegen wünschen, daß kein Krieg unter vernünfftigen Creaturen statt finden mögte; alleine, da derselbe eine natürliche Folge von unserm verderbten Zustand ist, so müssen die Menschen, die noch gut sind, gegen die Bösen sich verthaidigen, um nicht gar von ihnen ausgerottet zu werden.

Diese Art von Verthaidigung, kan uns alleine rechtfertigen gegen andre Menschen Wehr und Waffen zu gebrauchen, welche wir sonst

zu lieben und ihnen gutes zu erweisen geschaffen sind. Ausser dieser Verthaidigung kan man keinen andern Grund eines rechtmäßigen Kriegs angeben. Man mag solchen bemänteln wie man will; alles laufft auf eitel Hoheit und Tyranney hinaus.

Es mangelt zwar nicht an scheinbaren Ursachen, welche man in denen Kriegs-Erklärungen kund zu machen pflegt. Man findet davon eine starcke Samlung in dem Corps diplomatique du droit des gens, welches Dumont heraus gegeben hat: Allein wenn man die Lehre des Völcker-Rechts auf dieselbe gründen solte, so müste man solche Meynungen annehmen, die demselben schnurstracks zuwieder lauffen. Die Beziehung auf die Gerechtigkeit ist nur ein Blendwerck, dem gemeinen Volck dadurch etwas vor zu spiegeln; oder wann es hoch komt, so sind solches weit hergesuchte Rechts-Gründe, die sich auf gewisse seichte Lehr-Sätze beruffen, von welchen weder die Vernunfft noch die natürliche Billigkeit etwas weis: künstlich ersonnene Rechtfertigungen schnöder Thaten und Verderbungen der Länder und Völcker.

Sind aber die Erbfolgen, wird mancher fragen, nicht auch eine gerechte Ursach des Kriegs, wenn solche ein Potentat dem andern strittig macht? Ich müste solches bejahen, wann ich den gemeinen Meynungen beypflichten könte. Allein ich finde in dem gantzen Natur-Gesetz

nicht den geringsten Grund die Erbfolgen als ein Recht zu verthaidigen.

Was sag ich? Alle Gerechtigkeit und aller Wohlstand der menschlichen Gesellschafft leidet darunter; und wann auch tausendmal die Völcker, die Ordnung der Erbfolgen im Regiment, wodurch die Tyranney sich fortgepflantzet, bewilliget haben, so ist solches doch nur aus Zwang, niemals aber aus einer frey überlegten Wahl geschehen.

Es ist zwar öffters eine unumgängliche Nothwendigkeit aus zweyen Ubeln eines zu erwehlen, um einem Land verderblichen Krieg vorzubeugen, oder ein Ende zu machen? Allein, diese Nothwendigkeit giebt deswegen demjenigen kein Recht, der bey dieser Gelegenheit sich die Oberherrschafft anmaßet die gemeine Freiheit zu unterdrücken und Land und Leut zu einem eigenthümlichen Erbgut zu machen. Was verursachte den Krieg unter den Mächtigen? Warum unterwarff man sich ihrer Gewalt? Wie machte es Cesar, um Rom und Reich an sich zu bringen? Warum wiedersetzte sich ihm ein redlicher Cato? Brachte das Verhalten dieses grosmüthigen Römers ihm nicht einen weit grösern Ruhm, als die Herrschsucht dem Uberwinder? Diese Sache reden von sich selbst.

Man lieset in den Geschichten mit Entsetzen, wie die hochmüthigste Menschen sich um Cron und Scepter herum geschmissen, und darzu die

gantze Wohlfart der Länder aufgesetzet haben. Das Blut der Unterthanen risselte wie die Bäche; man schlachtete sie mit tausenden. Nur weil sie gezwungen wurden einem von den stoltzen Beherrschern beyzustehen, die sich um einige Vorzüge schlugen, daran der menschlichen Gesellschafft nicht das geringste gelegen war.

Die Köpfe flogen durch die Hände der Scharfrichter wie die leichte Lufft-Ballen, damit müßige Leute ihr Spiel treiben. Man schonte darbey die gekrönten Häupter so wenig, als die Hälse der Sclaven. So gar der Nacken unschuldiger und tugendhaffter Königinen, muste der rasenden Herrschsucht zum Opfer dienen; davon unter andern ein Beyspiel in den englischen Geschichten von der Johanna Gray zu finden ist. Solte man sagen daß vernünfftige Geschöpfe, ja gar die witzigste Völcker, so weit von dem Endzweck der Natur und des geselligen Lebens abweichen könten?

Man hat vormals zwey besondere Tugenden an den alten Teutschen gerühmet, nemlich ihre Treu und die Tapferkeit, womit sie ihre Freyheit verfochten haben. Beyde sind leider, zu unseren Zeiten in Abnahme gekommen.

Ich unterstehe mich zwar nicht zu behaupten, daß so wohl die eine als die andere ihre Grund-Sätze in einer reinen Sitten-Lehre solten gehabt haben.

Tacitus erwehnet derselben zu einer Zeit, da die Teutschen noch mit unter die wilde und ungesittete Völcker gerechnet wurden. Beyde Eigenschafften waren also nicht auf die Lehren der Weisheit, sondern auf die blose Natur gegründet, die in ihrem ungebundenen Wesen nicht viel von Regeln und Gesetzen wuste. Allein diese Natur war gleichwohl gut und fähig durch Zucht und Ordnung alle Eindrücke der Tugend anzunehmen. Warum haben wir solche durch unsre Schwelgereyen und Uppigkeiten verdorben? Warum haben wir aus Weichlichkeit und Liebe eines weibischen Prachts uns zu Sclaven der Grossen gemacht? Warum helffen wir ihnen noch bis auf den heutigen Tag, Land und Leut verderben?

Der Fürsten Reden nach, gehören Land und Leut ihnen eigen; Also sind sie berechtiget, solche gegen eines jeden Eingriff und Anspruch auf alle mögliche Art zu verthaidigen; nicht als Häupter und Regenten, sondern als Herrn und Eigenthümer. Sie sind nun einmal darinn durch langwierige Besitzungen, durch so viele Friedens-Schlüsse, Verträge und Einwilligungen der Völcker gesichert und haben solche auf ihre Erben und Nachkommen gebracht.

Man muß demnach die Erbfolgen gelten lassen, wo sie einmal eingeführet sind, um Krieg und Blutvergiesen zu verhüten. So viel aber solte man die die Macht der Grossen in Christlichen Staaten billig zu beschrancken suchen, daß

daß die Tyranney darinn nicht überhand nehme, und daß im Fall ein fürstliches Haus ausstürbe, das Land, als wie verwaiset, wieder zu seiner natürlichen Freyheit gelangte, und sich eine solche Regierungs-Form wehlen mögte, die der gemeinen Wohlfart amzuträglichsten zu sein scheinet; denn dadurch würden zum wenigsten die grausame Succeßions-Kriege vermieden, welche bisher so viele Länder verheeret, und so viel Christen-Blut gekostet haben.

Die Rechts-Gelehrten dürfften sich alsdann nicht mehr die Köpfe verbrechen, um die richtige Abstammung der nechsten Anverwandten des ausgestorbenen Fürsten-Hauses ausfindig zu machen, und solche durch scharffsinnig entworffene Stamm-Tafeln von vielen Jahr hunderten herzuleiten. Man könte die Mühe sparen besondere Staats-Rechte zu erlernen, die im Grund nichts anders zeigen, als wie man das menschliche Geschlecht durch die Wut der Waffen beständig aufreiben und ins Verderben stürtzen soll. Ja der gröste Theil des Lehen-Rechts, welches so viele gantz unauflösbare Fragen in sich hält, wurde bey der Abschaffung eines der menschlichen Gesellschafft so nachtheiligen Rechts, zum Glück der armen Unterthanen, deren Schicksal dadurch öffters ungewiß und unglückselig gemacht wird, mit unbrauchbar werden.

Es wär unnöthig durch Landverderbliche Kriege die Fragen zu erörtern, ob das durch den

den Todt eines Fürsten verfallene Land ein Manns oder Weibs-Lehen, ob es auf die Kunkel, oder auf einen zwanzig Grad entfernten Printzen fallen müsse? Ob es ein Reichs oder Kirchen-Lehen? Ob der Kayser, oder die Stände darüber zu erkennen haben? welche Länder frey eigen und erworben, oder lehenbar seyen. u. s. w.

Denn so weit ist es in der Welt, durch die Herrschsucht der Grosen und durch die Höflichkeit der Rechts-Gelehrten gekommen, daß man gantze Länder und Völcker, so eigenthümlich als ein Landgut, und die Menschen wie das darzu gehörige Vieh betrachtet, welches man erben, veräussern und in seinen Nutzen zu verwenden pflegt, wie man immer kan und mag.

Um sich aber dieses Eigenthums desto mehr zu versichern, und sich in den Stand zu setzen noch mehr Land und Leute zu erwerben, haben einige Grosen, insonderheit Franckreich, den unglücklichen Einfall gehabt, beständig ein bewehrtes Kriegs-Heer im Land auf den Beinen zu halten. Daher es hernach Mode wurde, daß alle Staaten zu ihrer Sicherheit gleichfalls dergleichen in ihrem Lande unterhalten musten.

Um den Pöbel im Zaum zu halten, dienen die Gesetze und eine gute Policey; mit nichten aber solche Helden, die ihrer Macht und Hoheit das gantze gemeine Wesen aufopfern. Man braucht zur Unterstützung der Gerechtigkeit und Ordnung keine solche Menge bewaffneter Müßiggänger,

deren

deren Trotz und Uppigkeit öffters noch viel unleidlicher als die Frechheit eines unbescheidenen Pöbels ist. Wollen wir uns einander selber aufreiben, so sparen wir dadurch unsern Feinden die Müh solches zu thun. Was hilfft uns die Verfassung eines gemeinen Wesens, wann diejenige Vereinigungs-Bande, die solches zusammen halten solten, durch eigenmächtige Gewalt und Herrschsucht getrennet werden? Der Heldenmuth stifftet also im gemeinen Wesen nichts als Unheil und Verderben, da er demselben zum Schutz und zur Aufnahme dienen solte.

Teutschland bestund vormals aus vielen grosen und kleinen Staaten, welche unter Carl dem grosen vereiniget, die erste Gestalt eines neuen monarchischen Reichs ausmachten. Die Hertzogthümer und die Grafschafften, in welche solches eingetheilet wurde, waren zu derselben Zeit noch nicht erblich, sondern wurden durch Kayserliche Befehlshaber und Beamte regieret.

Diese waren insgemein grose Herrn, aus Durchlauchtigem Stamm gebohren, und zum Theil auch Anverwandte des Kayserlichen Hauses. Hierdurch geschah es, daß sie diese Hertzogthümer und Grafschafften nach und nach an sich und ihre Nachkommen brachten; doch so, daß sie solche als Reichs-Lehen von dem Kayser empfangen und dabey schwören musten, ihm und dem Reich treu, hold und gewärtig zu seyn.

Sehet hier den Urspruch der eigenmächtigen

Hoheit

Hoheit unsrer Reichs-Fürsten und der an ihre Häuser erblich gebrachten Länder. Durch diese eigenmächtige Hoheit masseten sie sich auch des Recht des Krieges und des Friedens an; und weil der Kayser sich zuweilen seiner Obermacht bediente, um einen oder den andern Fürsten, wegen Wiedersetzlichkeit und Empörung zum Gehorsam zu bringen, so liessen diese ihre Völcker dargegen ins Feld ziehen, schlossen Bündnüsse mit auswärtigen Machten, und wurden zum Theil so groß, daß sie sich der Verbindlichkeit mit dem Reich gar entzogen und zu frey eigenmächtigen Staaten erwuchsen.

Die italiänische Länder; die Schweitz, Savoyen, Lothringen, Burgund und die gantze Niederlande giengen auf solche Weise von dem teutschen Kayserthum ab; Ein groser Theil des fränckischen Reichs aber wurde unter dem Nahmen von Franckreich zu einem sehr mächtigen Staat.

Kayser Carl der IV. suchte zwar das teutsche Reich, welches man, um ihm ein desto wichtigeres Ansehen zu geben, das heilige römische Reich nante, in eine neue Verfassung zu bringen; Allein einige Reichs-Fürsten wurden zu so grosen Potentaten, daß sie an die Reichs-Abschiede und Aussprüche des Kayserl. Reichs-Hofraths sich so viel nicht mehr kehrten.

Die Religion und die Staats-Streiche von Franckreich gaben dabey Anlas, zu vielen innerlichen Kriegen: die böhmische Unruhen warffen

alles

alles unter einanderr. Der westphälische Friede gab zwar dem übel zugerichteten teutschen Staats-Cörper eine neue Gestalt; Allein Franckreich, welches die vorige Zerrüttungen gutentheils verursachen half, machte sich dabey zum Schieds-Richter aller zukünfftigen Streitigkeiten, indem es die Bewährung von gedachtem Frieden übernahm. Durch dieses Mittel hat es nun den Eingang in unsre teutsche Händel bekommen, und weil seiner Obermacht weiter nichts mehr im Wege stehet, als das Haus Oesterreich, so sucht es dasselbe mit aller List und Macht von dem Kayser-Thron herunter zu bringen, und dessen grosse Macht zu zertheilen.

Dieser Absicht haben die meiste Reichs-Fürsten ihre Gröse zu dancken. Je mehr aber dadurch das Reich in seinen Gliedern zertheilet würde, je mehr wuchs die frantzösische Macht im Gantzen, sie vereiniget sich unter einem einzigen Befehl; und die Macht der Teutschen trennet sich unter vielen Häuptern. Was daraus weiter entstehen wird, solches dürfte sich bald zeigen. Weiter ist uns nicht erlaubt, unsern freyen Gedancken hier den Lauf zu lassen. S. S.

Doch dürfte der so andern Netze stellt/
Zuletzt darin erhascht selbst hangen bleiben.
Dieselbe Kunst/ damit er andre fällt/
Lehrt andre auch sie gegen ihn zu treiben.
Der Löwe ist so leichte nicht verdrungen/
Was er nicht kan/ das können seine Jungen.

II.

Bedencken von der Schädlichkeit der Festungen und dem wider das Natur- und Völcker-Recht lauffenden Gebrauch des Pulvers. Bey Gelegenheit der neulich übergangenen Festung Bergen op Zoom.

Vor alten Zeiten waren in Teutschland keine Festungen, und die Teutschen wurden dem ungeacht doch für die tapfferste Völcker gehalten. Die Römer fürchteten sich vor ihnen am meisten: sie überwanden die mächtigste Königreiche; von Teutschland aber konten sie sich nicht völlig Meister machen, ohneracht sie das ganze Land offen fanden. Sie besezten den Rhein-Strom mit römischen Colonien, erbaueten Städte und befestigten solche mit Thürn und Mauren.

So waren Cöln, Trier, Maynz, Franckfurt, Worms, Speyer, Strasburg, Augusta Rauracorum bey Basel 2c. guten Theils solche Pflanz-Städte der Römer gewesen, welche sie mit Mauren und Thürne umgaben, und auf solche Weise denen Teutschen gleichsam einen Kappezaum anlegten.

Ausser dem wuste man in Teutschland nichts von Städten und Festungen; man wohnte in langen

langen Dörfern und Auen. Die Herzogen, die Grafen und die Edelleute hatten insgemein ihre Schlösser, welche gegen die Einfälle ihrer Nachbarn und streiffenden Raubereyen mit verriegelten Thoren und hohen Mauren versehen waren.

Ein jeder Landes-Einwohner war im Nothfall ein Soldat, und zog unter Anführung seines Herzogen, welcher daher den Namen führte, samt dem Adel und dessen reisigen Knechten zu Felde, bis endlich unter dem Kayser Henrich dem Vogler verschiedene Städte in Teutschland angeleget wurden, zu deren Vertheidigung die Einwohner sich als Schützen mit ihren Armbrüsten gebrauchen liesen, und deswegen von dem Landmann, unter dem Namen Burger, unterschieden waren, weil sie die Burg, worunter ein mit Mauren umschlossener Ort verstanden wurde, beschüzten.

Da nachhero die teutsche Fürsten und grose Herren in Teutschland die Herzogthümer und Graffschafften erblich an sich und ihre Häuser brachten, und endlich gar, bald gegen den Kayser, der sie unter seiner Bottmäßigkeit zu erhalten suchte, bald gegen ihre Nachbarn, mit welchen sie in Zwiespalt gerathen waren, Kriege führten; so wurde gantz Teutschland mit festen Städten und Schlössern angefüllet, mithin der Land-Friede dadurch immer mehr und mehr gestöret.

Als darauf die abscheuliche Erfindung,

durch den Salpeter das menschliche Geschlecht aus der Welt zu schiesen, aufgekommen war, lies man es nicht mehr bey den blosen Mauren bewenden, um einen Platz zu befestigen; denn solche wurden durch das grobe Geschütz bald übern Hauffen gerissen. Also sann man auf hohe Schanzen, tiefe Gräben und allerhand Aussen-Wercke, die man mit Canonen besetzte.

Man lieset mit Grausen und Entsetzen die jämmerliche Zerstörungen, welche die Macht des Pulvers, in allen Ländern angerichtet hat. Niemalen ist eine Erfindung der Welt schädlicher gewesen, und man solte billig wünschen, daß der verruchte Pfaff bey der ersten Probe mit in die Lufft geflogen wäre, damit niemand ihm das teuffelische Kunst-Stück abgelernet hätte. *

Doch dieser Eiffer ist so unzeitig als vergebens. Das Ubel ist nun einmal in der Welt, und dürffte vielleicht nicht ehender, als mit der allgemeinen Glut, welche die Erde verzehren soll, ausdampfen.

Die Frage ist, wie man Land und Leute gegen diese abscheuliche Mordbrennerey am füglichsten erretten soll? Die Festungen sind eben diese-

* Polyd. Virgilius de reb. inventorib. schreibet die Erfindung des Schies-Pulvers einem Dominicaner-Mönchen zu, mit Nahmen Bertholt Schwartz. Die Chineser aber sollen den Gebrauch davon lang vorher gewust haben.

diejenige Mittel, welche dieses höllische Feuer entzünden und demselben das Verderben der gemeinen Wohlfart entgegen setzen.

Weil ich mich bisher in meinen freyen Gedancken ohnedem schon zu einem kleinen Staats-Ketzer aufgeworffen, der in verschiedenen Stücken sich erkühnet, denen gemeinen Meynungen zu widersprechen, so will ich auch hier eine kurtze Untersuchung wagen, ob nicht die Festungen einem Land schädlicher als nützlich seyen.

Daß man gewisse Berg-Schlösser und Castelle auf den Gränzen eines Reichs befestiget und dadurch das Land gegen die Streiffereyen und Einfälle eines feindseligen Nachbarn zu bedecken sucht, solches ist eine nöthige und kluge Vorsichtigkeit; allein daß man damit zugefahren und wohl gelegene ansehnliche Pläze, wo nicht gar die Haupt-Städte selbst, zu Festungen und Waffen-Plätzen gemacht, dieses ist, meinem Bedüncken nach, eine zum höchsten Nachtheil des Landes eingeführte Gewohnheit.

Man hat bisher gegen die unruhige Franzosen durch eine Menge Gränz-Festungen, sich in Sicherheit zu setzen vermeynet; Allein, was haben sie bisher geholffen, als daß sie viel Geld und Mannschafft gekostet, und zulezt, theils zu ihrem und des Landes Verderben, gar in Französische Hände gerathen sind?

Ich sehe demnach nicht, worzu die Festun-

gen heutiges Tages anders dienen, als daß dadurch mehr Menschen auf die Schlacht-Bank geliefert und dem Vulcan aufgeopfert werden.

Ich sage noch mehr, und getraue mir zu beweisen, daß seit deme die Kriegs-Bau-Kunst, die Menschen gelehret hinter Wäll und Mauren zu fechten, die Kriege 1) weit kostbarer, 2) langwieriger, 3) blutiger und 4) Landverderblicher sind, als vormals, da noch die Tapferkeit galt und Mann vor Mann die Waffen führte. *

I.

Es ist gewiß daß ein Krieg nicht halb so kostbar seyn würde, wenn man sich nicht mit dem vielen schweren Geschütz belästigte und so ungeheure Kosten auf den unglücklichen Festungs-Bau verwendete. Den Reuter trägt sein Pferd, und dieses läßt im Fall der Noth noch einen Fußgänger mit hinten aufsitzen. Zum Gepäcke braucht man leichten Vorspann, wenn anders unsere grosse Herren und unser Adel nicht zum Prunck die Züge mit unnöthiger Rüstung beschweren. Allein, wie geht es wenn die donnernde Mauren-Brecher, die Carthaunen, Feld-Schlangen und schwere Stücke über Berg und Thal sollen geschleppet werden? Hier seufzet die gantze Natur über die gräsliche

* Jam petit Virtus schrie Archidamus, als die Catapulta in Sicilien erfunden wurde, welches eine Maschine war, damit man die Menschen in der Ferne tödten konte.

che Gewalt die man ihr und ihren Geschöpfen anthut: da zittert und keucht das vorgespannte Vieh: da weinet der arme Bauer über das jämmerliche Verderben seiner Zug-Ochsen: da fluchet der tobende Soldat, der diesen ungeheuren Maschinen zur Bedeckung folgen muß, alle Himmel und Sacramenten zusammen, wenn jene im Koth stecken bleiben und er so lang nicht in das Quartier kommet. Was hundert muthige Streiter ausrichten könten, dazu werden noch einmahl so viel erfordert; und wenn man das Lager der Feuer-Wercker siehet, so solte man dencken diese Leute wären die Vorsteher der Gräber und des Todtes, welche allen heldenmüthigen Anschlägen eines tapfern Heers im Wege stünden. Was kostet nicht der Festungs-Bau überhaupt? was kostet das darzu erforderliche grosse und kleine Geschütz? was kosten die Pulver-Mühlen und die vielerley Metallen die in den Gies-Häusern verschmoltzen werden? Was kosten die Feuerwercker, die Schmiede, die Wagner, die Zug-Pferde, die Zeug-Häuser? u. s. w.

Der erste Satz ist also richtig, daß die Kriege seit dem der Festungs-Bau allenthalben so hoch empor gekommen, weit kostbarer sind.

II.

Daß auch die Kriege, wegen den Festungen, weit länger zu dauern pflegen, als wenn man sich mit solchen nicht aufhielt, solches liegt

gleichfalls am Tage. Wie viel Zeit und wie viel Anstalten werden nicht zur Belagerung einer Festung erfordert? Wär es nicht ungleich besser, man zög seinem Feind muthig entgegen und suchte die Sache mit einmal durch ein Haupt-Treffen zu entscheiden?

Schädlicher hätte man in der Welt nichts erfinden können, um einen Krieg lang, jämmerlich und Landverderblich zu machen. Franckreich ist in dieser Sache Meister. Die benachbarte Festungen dienen ihm zu einer treflichen Gelegenheit seine Völcker auf fremden Grund und Boden zu wayden, und den Krieg so lang hinaus zu spielen, bis es dadurch erhält, was es erhalten will.

Hätten wir Teutsche keine so wichtige Festungen zu vertheidigen gehabt, auf die wir uns zu unserm Schaden verlassen hätten, so würden wir vielleicht uns haben gefallen lassen, mit zusammen gesetzten Kräfften einem so gefährlichen Feind auf den Leib zu gehen, und in seine eigene Länder einzudringen, ohne sich mit seinen Festungen aufzuhalten.

Man muß aber den Krieg nicht als Räuber und Mordbrenner führen. Dieses schicket sich ohnedem nicht für ehrliebende Völcker, die nur den Feind deswegen in seinem Lande heimsuchen, um ihn von ihren Gräntzen abzuhalten oder zurück zu ziehen.

Der König in Preußen, als der gröste Held unserer Zeiten, unternahm keine wichtige Belagerung: seine Völcker rückten ins Feld. Ein paar Schlachten trieben die Sache zu Ende und machten Frieden. Warum solte dieses nicht auch mit Franckreich angehen? Die Frantzosen übertreffen alle Völcker in der Kunst sowohl Wall und Mauren zu vertheidigen als einzunehmen. Man lasse ihre Festungen Festungen seyn, und wage es mit ihnen an der Spitze eines tapfern Kriegs-Heers. Man wage sich nur nicht weiter, als man die Zufuhr und den Rücken frey hat. Das übrige wird sich bald zeigen.

Der Ubergang des Printzen Carls von Lothringen über den Rhein und der Einbruch in das Elsas war vor einigen Jahren unvergleichlich. Seine Truppen würden sich an Straßburg nicht die Zähne zerbissen haben. Es lag ihnen gut: das gantze Land war offen. Wär der König von Franckreich mit seiner Macht auf ihn loß gezogen, so hätte eine Schlacht den Handel geendiget. Wie viel tausend Menschen wären dadurch bey Leben, und wie viel schöne Städte unverwüstet geblieben?

Die Preußische Länder haben ausser Wesel, Stettin und Magdeburg keine Haupt-Festungen, allein sie werden durch eine auserlesene Mannschafft bedeckt. Ein kluger Monarch, der so viel auf ein stattliches Kriegs-Heer verwendet, solte der nicht auch bedacht seyn Fe-

stungen zu bauen, wann er wüste daß solche zum Schutz seiner Länder vonnöthen wären.

Die Teutschen hätten allem vermuthen nach ihre Sache gut gemacht, wenn sie vor einem Jahr, da sie in die Provence eingedrungen waren, hurtig fortgerucket wären, und es mit den Genuesern nicht versehen hätten; deren Aufstand sie nöthigte wieder über den Varo zurück zu gehen. Bellisle wär mit seinem abgematteten Heer gewiß zu spät gekommen, ihnen den weitern Paß in Franckreich zu disputiren.

III.

Daß die Kriege nicht allein kostbarer und langwieriger, sondern auch abscheulicher und blutiger durch den Festungs-Bau geworden sind, solches braucht keines andern Beweises, als die traurige Erfahrung. Die Kunst hätte nichts grausamers erfinden können die Natur nieder zureissen, als die greuliche Maschinen damit Wäll und Mauren umgeworffen, Thürne und Häuser niedergestürtzet, die Menschen verwundet, gequetschet, verbrant oder elendig getödtet, unter Schütt und Stein begraben werden. Wie viel hundert brafe Leute fliegen nicht mit einmahl durch eine gesprengte Mine in die Lufft? Wie jämmerlich sieht es nicht in einer belagerten Stadt aus, wann darinnen Kranckheit, Seuch und Mangel an Lebens-Mittel einreisset? Man kan die Geschichten davon nicht ohne Grausen und Entsetzen lesen.

Wie

Wie muß nicht dem armen Soldaten zu Muthe seyn, der sich zuweilen gantze Monate lang, in einer solchen Festung eingesperrt, und in stets fortwährender Noth und Gefahr siehet? Der, wann er den Feind an einem Ort abgetrieben, solchen an andern wieder einbrechen siehet; der Tag und Nacht keine Ruhe, kein Lager und keine Erquickung hat, die erschöpfte Lebens-Geister wieder zu ersetzen. Kein Wunder, wenn einem Soldaten, der im Kriegs-Wesen einige Erfahrung hat, die Haut schauert, wenn er in eine Vestung geworffen wird, um solche zu vertheidigen. Will er, als ein Befehlshaber, seinem Helden-Muth die belagerte Stadt aufopfern, und sich mit seiner Besatzung, nach der gewöhnlichen Redens-Art, bis auf den letzten Bluts-Tropfen wehren, so sieht er eine geängstigte Burgerschafft zu seinen Füssen, die ihn stets um Mitleiden und Erbarmen anflehet. Er siehet ihre Häuser im Rauch auffliegen und ihre Tempel zu Boden stürtzen. Er höret um sich herum nichts als Heulen und Wehklagen; der Jammer ist allgemein.

Wo demnach noch ein menschliches Gefühl seine Seele rühret, so hat er gleichsam zwey Feinde die seinen Muth bestürmen, den einen innerhalb und den andern ausserhalb den Mauern; Läßt er seinen Muth beugen, und sein hartes Hertz erweichen, so sieht er nichts als Verachtung, Schimpf und Schande vor sich. Ubergiebt er die Festung, ohne vorher die Stadt,

sein Volck und sich selbst zu ruiniren, so wird er vor das Kriegs-Recht gefordert.

Der Vorwand der äusersten Noth und daß er den Rest der ihm anvertrauten Mannschafft noch zu retten gesucht, wird kaum angehöret; wann ihm nicht gar, wie jenem unglücklichen Befehlshaber in Nissa, Graf von Oxat, der Kopf vor die Füsse geleget wird.

Elende Art zu Kriegen! Wie hat doch die Gewohnheit, das Vorurtheil und die schädliche Kunst des Festungs-Baues vernünfftige Völcker so weit verblenden können!

IV.

Der Schaden welcher Land und Leut durch die Festungen zuwächset, zeiget sich schon mehr als zu viel, wann ein Krieg grosse Geld-Summen erfordert, lang währet und sehr blutig ist. Daß die Festungen darzu die meiste Anlaß geben, solches ist durch die drey obige Artickel hoffentlich sattsam erwiesen worden. Je länger ein Krieg währet, desto kostbarer ist er auch. Eines folget aus dem andern. Die Grausamkeit und die Wut ist eine natürliche Folge des Kriegs; solche aber äussert sich am meisten bey denen Belagerungen.

Eine Festung ist schon dadurch einem Land schädlich genug, weil sie eine Festung ist. Die Anlage und die Erhaltung derselben kostet schon

ein grosses Geld. Man muß darin eine starcke Besatzung halten, die Zeug-Häußer mit Wehr und Waffen anfüllen, und die Wälle mit schwerem Geschütze bepflantzen, auch dieses kostet Geld. Diese werden insgemein dem Feind zur Beute, wenn er solche erorbert; und wie selten geschiehet es, daß er davon wieder abziehen muß?

Der Verlust davon ist also bey nah unvermeidlich, und dieser nicht allein, sondern Stadt, Festungs-Wercke, Vorstädte, Gärten, Feldgüter, kurtz, die gantze Gegend daherum wird zugleich ruiniret. Bürger und Bauern kommen um Haus und Hof, um Haab und Gut, und können sich ihres Schadens lang nicht wieder erholen. Worin bestehet also der vermeynte Vortheil den ein Land von seinen Festungen ziehet? Ich sehe keinen.

Unsere Liebhaber der Festungen sagen sie dienten zur Bedeckung des Landes. Die Erfahrung aber lehret das Gegentheil. Engelland, Pohlen und die Preußische Länder, sind schier auf allen Seiten offen. Wann ist ein Krieg in diesen Ländern gewesen, oder wann hat sich solcher nicht bald wieder geendiget. Wie lang währen im Gegentheil nicht die Kriege in Italien, am Rhein, in den Niederlanden und in Ungarn? Ist solches nicht weil die viele daselbst befindliche Festungen Anlaß geben den Lauf der Waffen zu hemmen, indem sie demselben eigentlich die rechte Nahrung und immer neuen Aufenthalt geben?

Die Niederlande sind deswegen der rechte Tummel-Platz des Mars. Die so genante Barriere Städte dienen mehr zum Aufenthalt des Kriegs als zur Bedeckung des Landes. Franckreich findet den Schlüssel zu allen. Es lässet sich diese Kunst etwas kosten. Sie bringet auch alles redlich wieder ein. Die Frantzosen belagern die Festungen auf Unkosten des Landes: sie brauchen darzu das Geschütz aus einer vorher erorberten Festung, um die andere damit zu beschiesen. Mit den Brand-Schatzungen, welche sie im Land ausschreiben, unterhalten sie so viel Volck als sie nöthig haben einen Platz nach dem andern wegzunehmen. Die Bauren im Land müssen helffen schantzen und die Zufuhren herbey schaffen.

Es ist wahr, der tapfere Widerstand, welchen diese Völcker hin und wieder fanden, kostet ihnen viel Blut; allein was halff ihr Verlust den Waffen der Bunds-Verwandten? Ganz Flandern und Braband giengen in einem Feldzug verlohren: Man verlies sich darauf auf die Gränz-Oerter: Unglückliches Vertrauen! So viel deren angegriffen wurden, giengen verlohren, und mit ihnen Geschütz, Rüstung und Mannschafft.

Das stolze **Bergen op Zoom** solte allein die Ehre der Festungen retten. Ein Platz, der noch nie von Feinden war erobert worden, den die Natur wegen seiner Lage, sowohl als die Kunst, schien unüberwindlich gemacht zu haben;

der

den von der einen Seiten ein gewaltiges Heer bedeckte, der beständig mit frischer Mannschafft und Zufuhr konte versehen werden: ein solcher Platz, sag ich, hätte allerdings einen wenig schlauern Feind, als die Franzosen, abhalten sollen, sein Glück davor zu wagen. Allein Kunst, Natur, Macht, Tapferkeit und Ubersluß, alles dieses war nicht zulänglich, den Crantz dieser so genanten Jungfer gegen einen listigen Buhler zu retten, der mit Verstand und Klugheit mehr auszurichten wuste, als ihre Beschützer mit Gewalt und Waffen. Ja, heißt es, man hat Verrätherey gebraucht: elende Ausflucht. Gesetzt, der Ort sey durch Verrätherey übergangen, eine solche Verrätherey macht Franckreich Ehre, denjenigen aber, die sich damit eingelassen haben, Schande: Die List im Krieg ist nicht allein erlaubt, sondern auch besser, als Wuth und Waffen; durch diese werden die Menschen aufgerieben, und durch jene geschonet.

Man beschuldiget insgemein die Frantzosen einer Verrätherey, wenn man selbst die Schantze versehen; wie man ehemals diejenige Leute der Hexerey beschuldigte, die mehr Witz als andre hatten, eine Sache, davon man die Möglichkeit nicht einsah, glücklich auszuführen. Die Verrätherey, durch welche diese berühmte Festung ist erobert worden, war die Sicherheit der Belagerten und die Wachsamkeit der Belagerer. Diese sahen, daß man sich in der Festung etwas zu gut that und wacker Gesundheiten tranck; sie

schossen,

schossen, als bey einem Freuden-Fest, die Stucke dazu: sie setzten der Stadt nur mit schwachen Kräfften zu, und thaten, als ob sie das Handwerck, Städte einzunehmen, nur halb verstünden. Die Bomben zerplazten theils in der Lufft; theils thaten nur ein wenig Schaden. Die höfliche Franzosen bezeigten gleichsam eine Ehrerbietung vor einem Ort, der so vielen vornehmen Herren und Generals-Personen zum Aufenthalt diente: Man warff des Nachts einige Schies-Wälle auf, und lies sich solche des Tages wieder ruhig niederschiesen.

Endlich hies es, man würde die Belagerung gar aufheben, und der König habe gar seine Reise wieder nach Paris genommen. Dieses konte nichts anders, als ein Jauchzen und Frohlocken in der bisher beängstigten Stadt verursachen. Solte hiebey eine Verrätherey vorgegangen seyn, so müste der Frantzösische Minister im Haag die Holländer bewogen haben, der Besatzung in Bergen op Zoom so viel Wein, Bier und Brandtewein zu schicken, bis sie so vergnügt, als des Hannibals Soldaten in Capua seyn mögten.

Die arme Franzosen hungerten vor der Stadt, mittlerweile die Belagerten schmauseten und im Uberfluß lebten. Es wacht sich viel besser, wenn man nüchtern ist, als wenn das Haupt von den Dünsten vieler Speisen und Geträncken beschweret wird. Die Kriegs-Baumeister vertheidigten unterdessen ihre Schanze nach

nach der Kunst: sie verstopften alle Löcher, welche die Franzosen machten; allein, wer kan an alle dencken? Die Besatzung that zuweilen kleine Ausfälle, um sich ein wenig aufzumuntern: sie gebrauchten sich darzu eines verborgenen Ausgangs: dieses Loch war für sie und nicht für die Franzosen offen. Es war also nicht regelmäßig, daß diese nicht da in die Stadt kamen, wo sie die Wercke niedergeschossen hatten.

Wer siehet hier nicht die Verrätherey? Man verdenck es doch den armen Franzosen nicht, daß sie endlich Appetit bekamen, bey den lustigen Holländern sich zu Gast zu laden. Als ungebetene Gäste erschienen sie im Danckeln*: der erste Theil der Nacht, welchen man im Gelach mit tapferen Muth zugebracht hatte, war vorbey.

Alles schlief. Die ausgestelte Wachen auf den gefährlichsten Posten lagen in stiller Ruh. Die Franzosen wolten sie nicht durch ihr ungestümmes Geschütz aufwecken, sie schlichen nur heimlich an die Pasteyen und durch den Ort, wo sie in die Stadt kamen. Ist dieses nicht wieder eine Verrätherey? Nachdem die erste Waghälse so glücklich durchgewischt waren und die erste Wachen übern Hauffen warffen, war es zu spät, das Loch, durch welches sie kamen, zu stopfen. Ein Mann schloß sich an den andern: Es war nicht ein Trupp von freywilligen und irrenden Rittern. Die ganze Arme war

im Anzug, drang über die niedergeworffene Mauren und eroberte die zu spät aufwachende Stadt. Welcher Verlust!

Dieses einzige, dieses noch rauchende Exempel ist genug, unsern Satz von der Schädlichkeit der Festungen zu beweisen. Schläfrige Völker, die ihren Schutz und ihre Sicherheit hinter Wäll und Mauren suchen! Warum nicht frühzeitig dem Feinde tapfer entgegen gerückt? Warum ihm so viel Zeit gelassen, bis er mit voller Macht eindringet? Warum das Geld nicht zu rechter Zeit angewendet und solche Anstalten vorgekehret, die zur Sicherheit des Landes erfordert werden? O schädliche Festungen! man verlässet sich auf eure stolze Mauren; allein ihr seyd ein Spiel der Feinde, eine Stütze der Trägheit, ein Schrecken der Tapferkeit, ein Verderben der Länder, eine Marter-Banck des menschlichen Geschlechts.

Ich muß bey dieser Gelegenheit noch einen Einfall wagen, der vielleicht zu mehrerm Nachdencken dürffte Anlaß geben. Wir haben unter uns, als gesitteten und Christlichen Völkern, die Sclaverey abgeschafft: Wir lassen die gefangene Befehlshaber auf ihr bloses Wort nach Hause, oder wohin sie wollen, gehen. Wir behalten zum Unterpfand, daß sie auf Zeit und Stunde sich wieder stellen müssen, nichts anders zurück, als ihren ehrlichen Namen. Wir gehen noch weiter, wir halten es für unchristlich und für unehrlich, gegen einen Feind vergifftete oder

solche

solche Waffen zu gebrauchen, die erstlich nach dem Gefecht durch lange Schmertzen tödten.

Alle diese Dinge gründen sich auf eine vernünfftige Natur, die alles dasjenige als eine rasende Grausamkeit verabscheuet, was die Bande der menschlichen Gesellschafft zerreisset, andere peiniget und niemand nutzet. Man wird einen Soldaten für unmenschlich und für mehr als barbarisch halten, wann er andere, die dem Feinde beystehen, ohne Ursach und vorsetzlich martert, da ihm der Krieg nur allein das Recht giebt, solche zu tödten.

Folgen wir diesen einfältigen Spuren der Natur noch weiter, so werden wir finden, daß der Gebrauch des Pulvers denen Begriffen der Ehre, der Grosmuth und der Tapferkeit schier eben so zuwider sey; denn obgleich einige Völcker sich vormahls der Pfeilen und Wurf-Spiesen bedienet haben; so waren dieselbe doch bey weitem von keiner so schädlichen Wirckung. Man durchwühlte nicht die Erde, um solche mit ganzen Mauern und Heeren in die Lufft zu schmeissen: man warff nicht durch einem Schuß ganze Glieder zu Boden. Es wurden nicht ganze Städte durch etliche Bomben auf einmahl in Asch und Graus verkehret. Der Muth lobte den Mann, und die Tapferkeit trug Sieg und Ruhm davon. Ein Held konte grosmüthig die Feinde überwinden und die Uberwundene schonen. Man weiß, daß man den Krieg nicht aus persönlicher Feindschafft, sondern wegen

Streitigkeiten der Grosen führet. Es ist also wider die Natur, Menschen unseres gleichen, die wir nicht kennen und die uns nie beleidiget haben, auf eine so jämmerliche Art zu morden und aus der Welt zu schicken.

Solte man nicht, in Betrachtung aller dieser Umstände, auf einem allgemeinen Friedens-Schluß die Sache dahin vermitteln können, daß die Christliche Staaten in Europa es unter einander verabreden können, daß man daraus auf gleiche Art, wie mit dem Gesandtschaffts-Recht ein allgemeines Gesetz der Völker machte. Vermög deme keinem Christlichen Potentaten erlaubet seyn solte, bey entstehenden Kriegen Pulver und Schies-Gewehr gegen einander zu gebrauchen; mithin diese ArtKrieg zu führen, für barbarisch, unerlaubt, ungerecht und unehrlich zuerklären.

Wir führen entweder den Krieg wie die Barbaren, als gantz ungesittete und wilde Völcker, oder als solche Menschen die Vernunfft, Ehre und Gerechtigkeit zu Grund-Regeln ihrer Handlungen machen. Ist es das erste, so brauchen wir weder Kriegs noch Völcker-Recht. Wir können einander plündern, würgen und tod schmeissen wie es uns einfällt, und nachdem uns darzu die Fäuste gewachsen sind. Wir brauchen sodann weder Regenten, noch Obrigkeiten, noch Mittels-Personen, noch Gesandschafften.

Alle

Alle dergleichen Umstände wären unnöthig und überflüßig. Nichts wär heilig, nichts unverletzbar, nichts unehrlich, nichts unanständig. Wir lebten ohne Gesetze, ohne Ordnung, ohne Pflichten. Ehr und Redlichkeit, Treu und Glauben, Grosmuth und Tapferkeit, Leutseligkeit und Menschen-Liebe, Religion und Frömmigkeit; Alles dieses wären leere Nahmen, nichts bedeutende Buchstaben, Grillen einiger gelehrte Fantasten, die dergleichen Lehr-Sätze in die Welt gebracht hätten, um sich einiges Ansehen zu geben.

Führen wir im Gegentheil den Krieg als solche Völcker, die Vernunfft, Ehre und Gerechtigkeit zu Grund-Regeln ihrer Handlungen machen wollen; so müssen wir davon gantz anders reden. So bald wir uns gewissen Lebens-Regeln, als vernünftige Geschöpfe, unterwerffen, so bald erkennen wir auch gewisse Pflichten. Auf die Beobachtung dieser Pflichten gründet sich die Ehre; Aus ihrer Unterlassung aber entspringet die Schande. Derjenige, der diese Pflichten im gemeinen Leben zubeobachten pflegt, wird ein ehrlicher Mann genennet: und wer als ein solcher, in gefährlichen und erhabenen Umständen, die Wohlfahrt des Staats besorgen hilfft, der ist auch zugleich ein Held. Weil nun diese Umstände vornemlich im Krieg vorkommen, so sind die darinnen zu beobachtende Pflichten mit einer desto gröseren Ehre verknüpft. Wollen demnach die Kriegs-Leute dieser Ehre in der That theilhafftig werden, so müssen sie

ihre Handlungen desto sorgfältiger darnach einrichten. Die Frantzosen haben deswegen nicht unrecht, daß sie den Krieg, oder Soldaten-Stand das Metiér d'honneur nennen.

Von dem gemeinen Soldaten, welche insgemein aus dem Schlam des Pöbels gezogen werden, kan man sich solche edle und erhabene Gedancken nicht vermuthen; allein die Befehlshaber, die mehrentheils Leute von guten Häusern und adelichen Herkommen sind, mithin eine gewisse Standsmäßige Lebens-Art zu haben pflegen, müssen allerdings hier genau wissen, worinnen die wahre Ehre bestehet und wie sie sich derselben gemäs in allen Stücken zu verhalten haben. Sie müssen dem Feind wiederstehen, ohne ihren Muth mit wilder Grausamkeit zu vermengen; sie müssen keine Räuber, keine Hencker und keine Mordbrenner abgeben, um tapfere Soldaten zu seyn. Sie müssen die Waffen gegen bewährte Männer und nicht gegen die unschuldige Einwohner der feindlichen Länder führen; diese müssen sie schützen und gegen jene streiten. Sie können nicht als mit Schande ungerecht und grausam seyn.

Wann wir diese Betrachtungen voraus setzen, so ist es nicht wohl möglich diejenige Mittel und Waffen im Krieg zu entschuldigen, welche die Gräntze einer vernünfftigen und rechtmäßigen Vertheidigung überschreiten. Das Pulver gehöret mit unter die unanständige Kriegs-Mittel welche weder einen vernünfftigen

noch

noch rechtmäßigen Grund haben. Dann der Schaden, der dadurch verursachet wird, gehet über die Nothwendigkeit einer gerechten Vertheidigung, und macht arme Leut, ohne daß es die Umstände erforden. Also ist der Gebrauch desselben mit nichten zu entschuldigen.

Wir haben zwar eine Regel in unserm Kriegs-Recht die heißt: **Einem Feind ist gegen den andern alles erlaubt.** Hosti in hostem omnia licet. Allein dieser Macht-Spruch ist aus dem Kriegs- und Völcker-Recht der Hottentotten und Cannibalen genommen. Kein vernünfftiger Mensch wird sich eine Freiheit anmassen gegen die Natur und die Menschlichkeit zu toben. Wir sind unsern Feinden so viel Gerechtigkeit schuldig, als unsern Freunden, und als uns selbst; dann die Gerechtigkeit ist das allgemeine Band der vernünfftigen Natur; sie verabscheuet alles dasjenige, was ihre Ordnung störet und sie leiden macht. Was wir uns also gegen andre erlauben, das erlauben wir andern wieder gegen uns. Brauchen wir gegen unsern Feind vergifftete Waffen, gedrehetes Bley, Cartätschen, Pulver, Verrath, Betrug und Meuchel-Mord; Sengen und Brennen, wir ohne alle Noth und machen, daß viel tausend unschuldige Menschen darüber zu Grunde gehen. Brechen wir Eyd und Zusage und schonen auch der armen Gefangenen, ja, wie die heroische Kriegs-Expression lautet, das Kind in Mutter-Leibe nicht; so können wir bey dieser barbarischen Art die Waffen zu füh-

ren, nicht in Abrede seyn, daß wir alle diese Handlungen und unmenschliche Grausamkeiten auch wieder von unserm Feind gewärtig seyn müssen.

Was haben wir also für Vortheil und Nutzen von einer solchen Art zu kriegen? Ist die Gefahr und das Verderben nicht allgemein und auf beyden Seiten von gleicher Grösse und von gleicher Abscheulichkeit? Wer führet gern einen Recht-Streit, der mehr kostet, als er werth ist, und worüber beyde Partheyen verarmen, ehe er noch ausgemacht wird?

Man erwege, ohne Vorurtheil, diese traurige Umstände, so wird man finden, daß alles dasjenige unrecht und Verabscheuungs-würdig sey, was allen Völckern schadet und das gantze menschliche Geschlecht in gleiche Noth und Gefahr stürtzet. Ich habe erwiesen, daß es diese unglückselige Beschaffenheit mit dem Pulver habe; kein vernünfftiger Mensch wird mir darin entgegen sprechen. Ich schliese demnach, daß der Gebrauch des Pulvers nothwendig, als etwas ungerechtes und abscheuliches abzuschaffen sey.

Man wird mir hierauf einwerffen, daß vielmehr der Krieg selbst als der Ursprung eines so grossen Ubels solte abgeschaffet werden. Ich stimme damit vollkommen überein; Allein der Krieg ist eine Sache der nicht allezeit von unserm Willkühr abhänget. Die Völcker und Potentaten

taten haben ihre Rechts-Streitigkeiten, wie eintzele Personen und Familien: sie erkennen aber keinen Richter über sich, um solche durch Urtheil und Recht entscheiden zu lassen. Das Glück der Waffen muß also unter ihnen den Ausspruch thun. **Es sind gewisse Umstände**, sagt der unvergleichliche Verfasser des Antimachiavels. **Wo man mit gewaffneter Hand die Freiheit des Volcks/die man mit Ungerechtigkeit unterdrücken will / vertheidigen muß / wo man trachten muß / dasjenige mit Gewalt zu erhalten / worzu die Ungerechtigkeit sich nicht in der Güte verstehen will / dergestalt / daß man die Sache des Volcks dem Ausschlag der Waffen überlassen muß.** *

Es ist demnach der Krieg nicht allezeit zu vermeiden. Die Art und Weise aber den Krieg zu führen beruhet allerdings auf unserm Willkühr. Wir können darzu solche Wehre und Waffen gebrauchen, wie solche unter vernünfftigen und ehrliebenden Völckern erlaubt und anständig sind. Ich setze aber hier nothwendig eine Verabredung und Ubereinstimmung solcher Völcker voraus, wie es in andern den Krieg betrefenden Umständen geschiehet; wo man für gut findet, die Wut der Waffen durch ein gegentheiliges vernünfftiges verhalten zu beschräncken und darüber durch die Verbürgung der Ehre einander Gewähr zu leisten.

* Examen de Machiavel Ch.. 26. p. 216.

Unter allen gesitteten Völckern wurde es jederzeit für eine Tapferkeit gehalten, seinen Feind vor der Stirne anzugreiffen, und durch ein ordentliches Gefecht zu überwinden. Ja es geschah zuweilen, daß großmüthige Völcker, die mit gantzen Kriegs-Heeren gegeneinander in das Feld zogen, nur einige ihrer muthigsten Streiter auswehlten, um ihren Zwist mit einmahl durch einen Zweykampf auszumachen, um auf solche Weise ein gräsliches und unnöthiges Blut vergiessen zu verhüten. Sie machten deßwegen die Tapferkeit zu ihrer grösten Tugend, und legten derselben sogar der Tugend Namen bey, indem sie solche Virtus, propter excellentiam nanten. Vermög des Pulvers ist der feigste und unwürdigste Kerl in der ferne oder hinter einer Mauer, wann er nur ein Gestück oder Feuer-Rohr los platzen kan, im Stand den grösten und vortreflichsten Helden todt zu schiesen. Wie viel Häuser, Palläste, Tempel, Schulen, Schlösser, Hospitäler, Flecken und Städte hat nicht schon das Pulver in einen Steinhaufen verwandelt? Solte man nicht schier auf die Gedancken gerathen, das Pulver sey ein trauriges Vorspiel desienigen Schwefels und Salpeters, welche den gantzen Erdboden zu Asch und Kohlen verbrennen soll?

Einige wollen zwar behaupten, daß vor diesem ehe noch der Gebrauch des Pulvers sey bekant gewesen, mehr Menschen im Krieg geblieben wären, als heut zu Tage; allein wir müssen die Zeiten, die Menschen und die Umstände

stände unterscheiden. Die Griechen und Römer, welche den Krieg mit Vernunfft und nach der Kunst führeten, zogen selten mit starcken Kriegs-Heeren zu Felde, und verloren wenig Mannschafft; da im Gegentheil die Völcker, gegen welche sie stritten, zumal die asiatische, mit grossen und lästigen Heeren fochten, und deswegen vieles Volck einbüseten, weil sie den Krieg nicht so gut als ihre Feinde verstunden, und öffters in ihrer eigenen Menge sich verwirrten.

Leonidas besetzte den Paß von Griechenland mit etlichen hundert Spartanern und Griechen: Er verhinderte damit das erstaunliche Heer der Persianer, welches Xerxes anführte, in Griechen-Land einzudringen.

Alexander überwand mit 30000. auserlesener Mannschafft gantz Asien, ohne selbst auch bey den grösten Schlachten, viel von seinen Völckern einzubüsen.

Die Römer wurden nicht eher überwunden, als bis sie begunten weibisch zu werden und durch Wohllüste sich zu verzärteln. Ein ungezehlter Schwarm wilder Völcker, welche aus den mitternächtigen Ländern kamen, stürzten sich wie eine Flut über die Alpen und überschwammen auf einmahl Rom und ganz Italien.

Dem Orientalischen Kayserthum gieng es nicht besser: Ein eben so barbarisches Volck,

kam von dem Caspischen Meer nach dem Thracischen Bosphorus, und bemächtigte sich dieses weiten Reichs.

Attila, der Hunnen König, durchstrich schier gantz Europa mit einem wütenden Heer. In den damahligen Zeiten wuste man nicht viel mehr von der Kunst zu kriegen; sondern man schmiß sich einander todt, wie man darzu kam.

Hier sehen wir also den Unterschied der Zeiten, der Menschen und der Umstände. In Teutschland galt das Faust-Recht; Ein jeder Edelmann, wenn er mit seinem Nachbarn Händel bekam, kündigte ihm die Fehde an; andere von seinen Freunden und Nachbarn rotteten sich zu ihm; da gab es freylich offt blutige Köpfe; alleine, was wolte dieses sagen gegen unsere heutige Kriege? Es waren blose Spiegel-Fechten einiger herumirrenden Rittern.

Kriegten die Kayser, so überstiegen ihre Heere selten die Zahl von 20000. Mann, und diese bestunden überdem meistens aus Reuterey, die hurtig die Länder durchstrichen, und ihren Kriegen ein Ende machten. Von den unglückseligen Creutz-Zügen nichts zu gedencken; sie machen uns Christen allzuwenig Ehre.

Nichts hätte darauf der Teuffel angeben können, die Menschen hurtiger aus der Welt zu raffen und mehr Unheil anzustifften, als das Pulver.

Spanien

Spanien und Franckreich erhuben nach diesem ihre Macht zum Nachtheil des Teutschen Reichs. Der Miles perpetuus wurde eingeführet, die grose Kriegs-Heere wurden Mode, und mit dem zunehmenden Wachsthum der Wissenschafften, erfand man auch täglich mehr Künste, sich einander die Hälse zu brechen, und Land und Leut zu verderben. Die Fürsten und Monarchen vergassen, daß sie Regenten der Völcker waren und brauchten die Waffen, ihre Hoheit und Macht über andre auszubreiten; die ihnen anvertraute Menschen aber unter das Joch einer ganz despotischen Gewalt zu spannen.

Endlich erscheinet die glükliche Zeit, da wir lernen unsre Vernunfft gebrauchen und für Recht und Billigkeit eiffern. Wir haben, GOtt Lob! hin und wieder Christliche Regenten, die das allgemeine Unheil in der Christenheit weislich einsehen und sich bereitwillig erzeigen, dargegen alle vernünfftige Mittel zu gebrauchen.

Gute Rathschläge gelten. Unsere Staats-Lehrer sind beflissen, sich um die Wette darüber vernehmen zu lassen. Könige und Fürsten selbst schreiben Bücher und suchen die wahre Aufnahme ihrer Länder zu befördern.

Wir haben grosmüthige Kriegs-Helden und weise Soldaten, welche die Tugend und die Menschlichkeit ehren. Die Raths-Stuben der Grosen sind mit klugen und Staats-erfahrnen Leuten besezt. Was fehlet noch, die gute

Anschläge, die man bishero glüklich eingesehen, auch werkstellig zu machen?

Wir wünschen, daß solches bey dem nah bevorstehenden Friedens-Schluß, an welchem die vornehmste europäische Machten mit Theil nehmen, geschehen mögte.

III.

Von dem Gast-Recht.

An einen guten Freund.

- - æque animo æqua noscere
Oportet, si vos vultis perhiberi probos

Terent. in Adelp.

Mein Herr!

Sie schreiben mir aus Holland daß es überaus viel Verdruß gebe, die Völcker, welche in diesem Jahr in Braband gedienet haben, in die Winter-Quartiere zu zertheilen. Sie sind deswegen übel auf die Holländer zusprechen, weil sie sich so wiederspänstig erzeigen, diese Völcker, die doch für sie die Waffen geführet und alle Wiederwäreigkeiten des Kriegs ausgestanden haben, in ihre Häuser aufzunehmen. Sie schelten auf die böse Wirthe und Gasthalter, welche sich nicht entblöden die Befehlshaber auf die schändlichste Art zu übernehmen. Sie meynen das Gast-Recht, welches die

die Alten so heilig gehalten, würde durch dergleichen Verfahren äusserst verletzet, und die Holländer, welche vorgäben die reinste Begriffe in der Religion zu haben, seyen in Ansehung des Gast-Rechts viel barbarischer als die Türcken und Tartaren. *

Diese Klagen sind dermahlen unter den fremden Kriegs-Völckern, welche bisher den Hol-

* Die frantzösische Zeitung, welche zu Cölln ausgegeben, und heut zu Tage für die beste gehalten wird; ertheilet davon in derjenigen vom 3. Nov. unter dem Artickel von Londen folgende Nachricht. Un Officier est obligé en plusieurs endroits de paier pour une mauvaise chambre quatre florins parsemaine & doit outre cela se fournir la lumiere le chauffage, que l'habitant vend tout ce qu'il veut comme le reste de ses denrées, sans que le Magistrat osent entreprendre de brider cette rapacité, comme ils firent l'anneé derniere à Breda, lorsque les habitans crurent pouvoir établir telles contributions, qu'ils voudroient sur les Ministres qui devoient y venir. On a fait a ce sujet des remontrances à M. le Stadhouder, a M. van Haaren & a plusieurs autres illustres membres de la Republique, mais quelques bien intentionés qu'ils soient, ils se croient obligez d'attendre, que les peuples reconnoissent d'eux memes, que l'hospitalitê est le premier devoir de l'humanité & que c'est un devoir tellement fondé dans la nature que les Nations, que nous traitons de Barbares, comme les Turcs & les Tartares, exercent encore aujourd'hui l'hospitalité comme elle étoit exercée du tems des Patriarches & dans les beaux jours des anciennes Nations.

Holländern beydes zur Last als zum Schutz gewesen, so allgemein, daß sie mich rühren. Ich weis aber nicht eigentlich, ob ich mehr die Holländer, oder die Kriegs-Leute beklagen soll. Dörfte ich meine Meynung sagen, so düncken mich die Holländer eben so unglücklich, mit in diesen Krieg verwickelt zu seyn, als die Genueser. Sie würden vielleicht auch kein glücklicheres Verhängnüs gehabt haben, wenn sie sich nicht entschlossen hätten die orangische Bänder aufzustecken.

Sie wissen daß ich der Meynung bin, eine Republick müsse durchaus sich in keinen Krieg einzulassen, sondern solchen so lang als es nur möglich ist, von ihren Gränzen abzuhalten suchen. Es wäre zu weitläufftig alle die Ursachen davon hier anzuführen: die Erfahrung ist allein hinlänglich meinen Satz zu beweisen. Die Holländer haben sich deswegen so lange geweigert die Waffen zu ergreiffen: sie haben das Unheil, so ihnen daraus entstehen würde, voraus gesehen; Allein, was wolten sie thun? der Krieg wurde auf ihren Gränzen geführet, und endlich gar in ihre vorliegende Länder gespielet. Sie haben sichs bisher etwas rechts kosten lassen, um Soldaten auf die Beine zu bringen: sie haben dem ungeacht verlohren. Der Feind hat zum theil ihre feste Gränz-Plätze erorbert, und ihre Hülfs-Völcker bis mitten in ihre Provinzen zurück gewiesen. Diese kommen so stolz, als ob sie die glücklichste Sieger wären, überschwemmen ihr Land, und begehren nicht allein Obdach,

sondern auch die Gast-Freiheit, da sie doch meistentheils einen grosen Sold ziehen.

Dieses ist, mein Herr, die böse Seite, auf welcher die Holländer die Hülfs-Völcker ihrer Bundsverwandten betrachten. Werk an ihnen hier unrecht geben? gleichen Grund haben die Beschwerden der fremden Truppen, und ihre Befehlshaber über die Grobheit des Holländischen Pöbels, über die Schindereyen ihrer Wirthe und Gastgeber, wie auch über die wenige Dienstfertigkeit der Holländer überhaupt, welche man (doch nicht ohne Unterscheid) beschuldiget, daß sie allzuknickerig wären, und niemand einen Dienst umsonst erwiesen.

Es ist demnach die Frage: ob die Holländer, bey den dermahls vorwaltenden Umständen, die Gast-Freiheit, wie man sie dessen beschuldiget verletzen, weil sie die fremde Völcker, theils gar nicht aufnehmen, theils aber ihnen weiter nichts als das blose Obdach zustehen wollen. Diese Frage verleitet uns etwas von dem Gast-Recht zu schreiben.

Unter dem Gast-Recht wird die freundliche Aufnahm und Bewirthung der Fremdlinge und Reisenden verstanden. Sie geschiehet entweder freiwillig und ohne Entgeld, oder auf gewisse Bedingungen, daß man für Kost und Herberge etwas abgeben muß. Die erste ist eigentlich **kein Recht**/ sondern eine **Leutseligkeit**/ die ad regulas honesti gehöret; sie wird aber deswegen ein Recht genennet, weil einer dadurch einem

einem andern das Recht verstattet sich seines Hauses und seiner Kost zu bedienen. Die andere Art aber, da der Gast dem Wirth für das genossene etwas zahlen, oder sonst entrichten muß, ist verbindlich und gehöret deswegen ad regulas justi. Diesen Unterscheid müssen wir wohl mercken, wenn man nicht eines mit dem andern verwirren und folglich verkehrt urtheilen will.

Beyde Arten gründen sich auf das gesellige Leben, und auf die allgemeine Pflichten der Menschlichkeit. Es wär nicht möglich, daß die Völcker gewisse Handlungen unter sich pflegen, Kaufmanschafft treiben, einander gegen ihre Feinde beystehen, oder sonst einige Liebe, Freundschafft und Vertraulichkeit unter sich erhalten könten, wo kein Gast-Recht wäre.

Ein Fremder, der aus einer von oberwehnten Ursachen sich in unseren Ländern befindet, kan nicht unter dem freien Himmel liegen, noch seine eigne Nothdurfft mit essen und trincken, säubern und dergleichen besorgen. Er muß nothwendig bey einem Freund, oder in einer Herberge einkehren, und dergleichen Verpflegung entweder von der Güte eines frommen Haus-Vaters, oder von der Redlichkeit eines Gastwirths erwarten, dem er solches der Billigkeit nach bezahlet.

Wie die erste Art des Gast-Rechts etwas ganz freiwilliges und unverbindliches ist, so er-

strecket

strecket sich solches in seiner eigentlichen Verhaltung auch nur auf gewisse Personen; denn wo man solches einem jeden ohne Unterscheid erzeigen wolte, so würden daraus die gröste Unordnungen entstehen und niemand sich besser zum Genuß des Gast-Rechts schicken, als die Müßiggänger und Landstreicher.

Zu den Zeiten der Patriarchen, welche wir das fromme Alterthum nennen, obgleich die Menschen eben so gottlos waren, als heut zu Tage, waren die Länder noch nicht eigenthümlich. Diejenige, die sich darüber am ersten der Herrschafft anmasseten, nante man Riesen, weil sie ihre Stärcke und Gewalt darzu anwandten, um das Volk zu unterdrücken, und diejenige, die schwächer waren, zu ihren Knechten zu machen. Die Patriarchen, welche GOTT fürchteten, enthielten sich solcher Gewalt, weil sie der Liebe des Nechsten entgegen war. Sie hatten weder Land noch Unterthanen, sie trieben ihre Heerden aus einer Gegend in die andre, und suchten die besten Weyden. Bey ihnen galt demnach das Gast-Recht in dem weitesten Sinn: sie nahmen die Wanderer auf und erwiesen ihnen, nach ihren Umständen, alles Liebs und Guts; Man bediente sich in diesen warmen und gemäßigten Ländern der gewürckten Decken; man schlief auf weichen Gras und Schilff, welche man zur Noth mit einer saubern Thier-Haut bedeckte, eben so sanfft und süß, als heut zu Tage auf schwülstigen Feder-Betten. Obst, Milch, Butter, zur Noth auch Fisch, Feder-Vieh

 und

und Wildprett, dieses alles kostete mehr nicht, als die Müh, es zu fangen und zu zubereiten. Schlachtete man einen Widder oder ein Kalb, so bedeutete es ein ganzes Mahl.

Es war also leicht, einem Fremden eine Gutthat zu erweisen, ohne dadurch sich selbst zu schaden, oder die Ruh und Ordnung in seinem Hauswesen zu stöhren. Man lebte in der Einfalt der Natur; und wie reich war diese nicht zu der Zeit, da die Welt noch keinen andern Eigenthum kante, als den wirklichen Genuß ihrer Güter?

So bald aber trenneten sich nicht die Völker durch die verschiedene Begriffe in der Religion, so litte auch darunter das Gast-Recht. Die Israeliten, welche den wahren GOTT erkanten, dorfften nach ihrem Gesetze mit den abgöttischen Völkern keine Gemeinschafft haben; wie im Gegentheil die Egypter mit jenen nicht essen dorfften, weil sie diejenige Thiere schlachteten, welche in Egypten für heilig gehalten wurden. Joseph speisete deswegen mit seinen Brüdern, als sie nach Egypten kamen, nicht an einer Tafel.

Eben so wenig erstreckte sich das Gast-Recht auf ungesittete wilde Völker, gegen welche man vielmehr die Waffen ergriffe, um solche von seinen Hütten und Heerden abzuhalten. Dergleichen waren die Araber, die sich in der Gegend des rothen Meers aufhielten.

Abra-

Abraham sahe bald an denen drey Jünglingen, die zu ihm kamen, daß sie etwas Göttliches in ihrem Wesen hatten. * Die Ehrerbietung, die er ihnen bezeigte, und die Sorgfalt, die er hatte, sie wohl zu bewirthen, giebt solches deutlich zu erkennen. Zwey davon kamen zu seinem Vettern dem Loth. Man siehet aus dieser ganzen Geschicht was es damahls für eine Beschaffenheit mit der Gast-Freyheit müsse gehabt haben. Diese beyde Männer wolten nicht bey dem Patriarchen einkehren, sondern aus Bescheidenheit sich auff der Strassen behelffen. Loth muste sie sehr bitten, sein Haus doch nicht zu verschmähen. Die Höflichkeit der Sitten bey den Gottseligen Erz-Vätern ist billig einer besondern Anmerkung würdig. **Loth saß zu Sodom unter dem Thor/und da er die fremde Männer sah/ stund er auf/ gieng ihnen entgegen und bückte sich mit seinem Angesicht bis auf die Erde. Kehret doch/ meine Herren**/ sprach er zu ihnen, **kehret doch ein in dem Hause eures Knechtes/ bleibet bey demselben über Nacht, lasset euch eure Füse waschen/ so stehet ihr Morgends auf und setzet eure Reise weiter fort.**

Man siehet hieraus, daß die Gast-Freyheit nur unter ehrsamen und tugendhafften Leuten im Gebrauch war, da der Fremdling eben so viel Bescheidenheit brauchte, seinem Wirt nicht

* 1. B. Mos. 18.

beschwehrlich zu seyn, als der Wirt sich leutselig und liebreich bezeigte, seinem Gast gütlich zu thun. Wir sehen solches noch deutlicher aus der Geschichte des Eliezers, welcher die Rebecca für den Sohn seines Herrn den Isaac freyete. Dieser Abgesandte kam mit einem zierlichen Gefolg. Rebecca sties ihm mit ihrem Krug, da sie Wasser geschöpfet hatte, entgegen: sie kante weder ihn, noch er sie: er bat sie um einen Trunck aus ihrem Krug: die höfliche Schöne reichte ihm solchen mit der grösten Gefälligkeit, sie machte sich nicht allein daraus eine Freude, dem Fremdling diesen Dienst zu erweisen, sondern sie lief auch wieder zu dem Brunnen und tränckte dessen zehen Cameele. So demüthig und wohl gezogen waren dazumahl die vornehmste Töchter im Lande. Liebenswürdige Einfalt! wie weit sind unsre heutige Sitten von deinem unschuldigen Wesen abgewichen. Auf die Frage, welche hierauf Eliezer an die Rebecca thät, ob er wohl bey ihrem Vater einkehren dürffte? erklärte sich das artige Kind, daß ihr Vater nicht allein Raum, sondern auch Stroh und Futter genug hätte. Darauf zeigte sich ihr Bruder Laban, und nöthigte den Eliezer, mit seinen Leuten und Cameelen in ihres Vaters Hause einzukehren. **Komm herein / du Gesegneter des HErrn / war die Anrede des Labans. Warum verweilest du noch so lange draussen / unser Hauß ist bereit / dich zu empfangen / und wir haben auch Raum genug für deine Cameele.** *

Die

* 1. B. Mos. 24, 31.

Die Israeliten waren nicht allein die gesittete Völker der alten Zeit: die Chaldäer, die Assyrier und die Indianer, ob sie gleich in die Abgötterey verfallen waren, behielten dem ungeacht doch die vornehmste Eindrücke der Tugend und Menschen-Liebe in ihren Gemüthern: sie betrachteten deswegen die Gast-Freyheit als ein heiliges Recht der Natur und der Menschlichkeit. Die Griechen sagten, die erste Welt sey deswegen zu den Zeiten des Deukalions in einer Wasserflut umgekommen, weil die Menschen hochmüthig, ungerecht, meineydig und grausam gewesen wären, so gar, daß sie auch die Gast-Freyheit verletzet hätten. Die Worte des Ovidius machen davon folgende Abschilderung:

Protinus irrumpit venæ pejoris in ævum
Omne nefas: fugere pudor, verumque fidesque
In quorum subiere locum, fraudesque, dolique
Insidiæque & vis, & amor sceleratus habendi
. . . .
Effodiantur opes irritamenta malorum
Jamque nocent ferrum ferroque nocentius aurum
Prodierat: prodit bellum, quod pugnat utroque
Sanguineaque manu crepitantia concutit arma.
Vivitur ex rapto. *Non hospes ab hospite tutus.**

 Solte

* Ovid. Metam. L. I.

Solte man nicht dencken, Ovidius habe nicht sowohl die Zeiten vor der Sündflut, als die Sitten der unsrigen beschrieben? Alle vernünfftige Völker haben die Gast-Freyheit als etwas schönes und gutes betrachtet, weil dadurch Huld, Güte, Freundlichkeit und Erbarmen, als die Bande des geselligen Lebens unter den Menschen erhalten werden. Die Egyter waren die einzigen unter den gesitteten Völkern, welche anfangs den Fremden kein Gast-Recht verstatten wolten, weil sie befürchteten, sie mögten ihnen ihre böse Sitten mittheilen. Die Griechen und Römer beobachteten hingegen darinnen einen grossen Wohlstand. Wiewohl es dem grosen Pompejus sehr übel gieng, als er vor seinen Feinden die Flucht ergreiffen muste; dann seine eigne Freunde scheueten sich, ihn aufzunehmen. Er wanderte von einer Stadt zu der andern. Endlich nahmen ihn die Lesbier auf. Lucanus betrachtete diese That, als die gerettete Ehre der Menschlichkeit und druckte sich darüber in folgenden Worten aus:

- - - Tali pietate virorum
Lætus in adversis & mundi nomine gaudens,
esse fidem. *

Man konte also auch in der alten Welt nicht so schlechterdings bey einem Unbekanten nach eignem Wohlgefallen einkehren, sondern man muste, wenn man nicht selbst demselben bekant war,

* De bello Pharsal. L. VIII.

war, Briefe oder Vorschreiben von guten Freunden (literas commendatitias) mitbringen, oder ein gewisses Geschäffte auszurichten haben.

Gewisse Familien und Städte hatten unter sich eine Wechselsweise Gast=Freyheit (hospitia permutatoria) aufgerichtet und sich zu dem Ende gewisse Wahrzeichen oder Pfennige gegeben, welche derjenige, der die Gast=Freyheit begehrte, aufweisen muste. Also sagt Hanno bey dem Plautus * zu dem Agorastocles, da er nach Calydonia kam:

Conferre, si vis, hospitalem eccum attuli.

worauf dieser antwortet:

Agedum, huc ostende, est par probe
nam Domi habeo.

Sie gaben darauf einander die Hand und der Wirth führte seinen Gast in das Haus:

Jungimus hospitio dextras & tecta subimus. **

War einer fremd und wuste nicht wohin, so meldete er sich bey der Obrigkeit des Orts, welche Gelegenheit verschaffte, daß er versorget wurde.

* Act. V. Sc. 2.

** Virgil. Æneid. L. III.

Die Griechen betrachteten diejenige Städte, mit welchen sie das Gast-Recht aufgerichtet hatten, als ihr anderes Vaterland; so genau waren sie mit denselben verbunden: Daher sagt Plato: Qui hospitii jus jactant, velut alteram patriam illam post suam civitatem habeant. * Cicero erkläret sich darüber folgender gestalt: Liberalitatis actus est peregrini receptio: unde ejus naturalis ratio splendorque virtutis minime latet. Quando enim naturæ hominis accommodatior beneficentia præ reliquis esse videtur, tanto virtuti propior est hospitalitas hæc præ altera permutatoria. ** Dieser grose Lehrer der Wohlanständigkeit der Sitten hält dafür, diese wechselweise Gast-Freyheit sey weit vernünfftiger und der Ordnung der Haushaltungen gemässer, als wenn einzele Personen sich allein damit beschweren solten, dann weil die Armen und Nothleidenden eine unendliche Zahl ausmachen, so würde die Gast-Freyheit denenjenigen nothwendig zum Schaden und Verderben gereichen, die darin eine allzugrose Freygebigkeit zeigen wolten. Es erfordert aber der Wohlstand eines gemeinen Wesens, daß alle und jede Haushaltungen ordentlich geführet werden und daß niemand auch durch seine allzuweit getriebene Gutthätigkeit zurück kommen mögte. Die Natur hat deswegen alle Wohlthaten, die ein Mensch dem andern erzeiget, mit einer gegentheiligen Verbindlichkeit verknüpfet. Derjenige, der solche empfänget, muß dafür hinwiederum erkentlich seyn. Denn ein Mensch ist in dem geselligen Leben dem

* L. I. de LL. ** L. de Off.

dem andern zu wechselsweiser Hülfe und zur Beförderung seines Wohlseyns verbunden.

Die schandbarste und nichtswürdigste Menschen sind diejenige, welche andern nur zur Last und zum Schaden leben. Man verabscheuet deswegen billig alle Gattungen von Schmarutzern und Müßiggängern, weil sie unter dem Schein des Gast-Rechts, dasjenige rauben und plündern, was andere durch Fleis, Müh und Arbeit vor sich bringen. Darum erinnert Cicero l. all. Cum quæ homines homini tribuunt ad eum augendum juvandumque, solius benevolentiæ gratia fieri haud velit natura, vicissim aliquid expectare & recipere licet, aut etiam pretio & mercede duci. Daher sind auch in dem Verfolg der Zeiten die öffentliche Gast-Häuser eingeführet worden, weil eine Menge unverschämter Leute die Gast-Freyheit schändeten und auf alle Art zu misbrauchen begunten.

Unter den ersten Christen war die Gast-Freyheit von einem weiteren Umfang; dann diese waren zur Aufnehmung ihrer Glaubens-Genossen um so viel mehr verbunden, weil es zur Ausbreitung der Christlichen Lehre unumgänglich erfordert wurde, daß die Apostel und Jünger Christi stets auf und abreisen musten. Die offentliche Gast-Häuser in den Asiatischen Ländern waren damahls noch an wenig Orten eingeführet, die Kaufleute sprachen bey ihren Kundschaften, die Gelehrten bey den Lehrern, die Rabinen in den Schulen, und Obrigkeitliche Perso-

nen bey denen Land-Pflegern und Beamten ein; nachdem solche ein Freund dem andern die Anweisung gab. Wie davon die Briefe der Alten sattsam Zeugnus geben.

Die ersten Christen hielten es eben so; Es gieng aber diese Gast-Freyheit auch bey ihnen nicht weiter, als es die Umstände eines jeden litten, der einen Gast bekam; und da sich einige Faullenzer und andächtige Landstreicher dieser Gast-Freyheit mit unverschämter Stirne zu bedienen vermeynten, eifferte darüber der heilige Paulus billig. Er wolte, **sie solten mit ihren Händen arbeiten**/ 1. Theß. 4, 11. Er selbst sagt von sich, **daß er und seine Mit-Brüder Tag und Nacht arbeiteten/ damit sie niemand beschwerlich seyn dürfften**/ 1. Theß. 2, 9. Er arbeitete bey dem Aquila und der Priscilla, damit er seine Kost verdiente, Ap. Gesch. 18, 3. Lehr-reiches Exempel für unsere heutige Tag-Diebe und müßige Bet-Brüder, welche unter dem Vorwand, die Leute zu bekehren, sich in die Häuser schleichen und für die geistliche Speise, die sie andern aufnöthigen, die leibliche für ihren Cörper erwarten.

Für diese Leute ist das Gast-Recht von einer unvergleichlichen Erfindung. So lang es noch gute Seelen geben, wie sie solche nennen, dürffen sie nichts arbeiten. Sie finden ihren Tisch bey ihren wohlhabenden Brüdern, aus welchen sie sowohl leiblich als geistlich Arme zu

machen

machen und dieselbe von der Sorg des Zeitlichen zu befreyen suchen.

Welche Unordnungen im Haus=Wesen und welche Verwirrungen in Glaubens=Sachen sind nicht bisher aus der so übel verstandenen Lehre von der Liebe entstanden. Wie viel starcke gesunde Brüder giebt es nicht, die auf solche Weise im Müßiggang herum wandern und die Wohlhabende gleichsam auf die Christliche Liebe exequiren. Mittler weile sie im Stande wären, ihr eigen Brod mit arbeiten zu verdienen.

Unter den alten Völkern waren die Teutschen die Gast=Freyesten; sie hielten es für ein Glück, wenn bey ihnen ein Fremder einsprach. War der Wirth nicht im Stand, den Gast gebührend zu halten, so wurde er durch den Grafen oder durch denjenigen, der dazu bestellet war, denen Fremden eine Herberg zu verschaffen, anders wohin gebracht, wo der Gast weder dem Wirth beschwerlich war, noch Gefahr hatte, übel bewirthet zu werden. Mit einem Wort, wenn man anders dem Sebast. Franck in seiner Chronica der Teutschen trauen darff, so waren unsre Vorfahren durchaus rechtschaffene und ehrliche Leute. v. Cluver. Antiq. Germ. L. IV. c. 18. O quantum distamus ab illis!

Die Gast=Freyheit hat sich zu unsrer Zeit in die allerunwürdigste und schnödeste Gewinnsucht verkehret, wo unsere Gast=Höfe und Herbergen zum theil den Fremden so übel begegnen, daß

es

es vor GOTT und Menschen eine Schande ist; deswegen billig aller Orten die Obrigkeiten nöthige Aufsicht haben solten, damit das Gast-Recht nicht so frevelhafft beleidiget, und wenigstens ein Fremder nicht wider alle Gerechtigkeit übernommen und wohl gar öffters für sein gut Geld ein übles Tractament bekommen mögte. Denn so viel Aufmercksamkeit sind wir wenigstens noch den Fremden schuldig, daß, da wir sie nicht mehr in unsre Häuser aufnehmen, wir doch wenigstens alle mögliche Anstalten vorkehren solten, daß sie nicht von Schelmen und Diebs-Wirthen unchristlich und barbarisch gehalten werden.

Die Klagen der Reisenden gehen hier nicht allein über die holländische Gast-Häuser, sondern wir haben leider auch dergleichen gar viele in Teutschland. Solten wir nicht trachten, eine so schändliche Ungerechtigkeit auszurotten, um wenigstens den Schatten von der Redlichkeit der alten Teutschen noch zu erhalten? So viel von der Gast-Freyheit einzeler Personen.

Laßt uns nun von der Gast-Freyheit reden, welche man sowohl grosen Herren und ihren Gesandten, als gantzen Kriegs-Heeren zu bezeigen pflegt. Wenn ein groser Herr in andere Länder reiset, wird er gemeiniglich darinn mit seinen bey sich habenden Leuten frey gehalten und mit nöthigem Vorspann versehen. Dieser Wohlstand der Gast-Freyheit ist von den ältesten Zeiten her unter allen gesitteten Völkern stets beobachtet worden.

Man

Man sah zu den Zeiten der Augustischen Kayser in Rom eine Menge solcher vornehmen Herren aus gros und klein Asien, Parthen, Armenien, Medien, Thracien, Persien, Teutschland, Brittannien, Spanien, Mauritanien, Numidien, Egypten u. s. w. worunter nicht selten auch gecrönte Häupter waren. Diese alle wurden auf Unkosten der Kayser, oder vielmehr des ganzen Roms auf das prächtigste empfangen und bewirthet.

Gleiche Ehre wiederfuhr auch denen Land-Pflegern und Gesandten, und weil Rom die Lebens-Weise und Gewohnheiten allen Völkern gab, welche damahls in der Welt für gesittet gehalten wurden, so entstund daraus ein allgemeines Völker-Recht, von welchem man zuvor noch sehr unvollkommene Begriffe hatte.

Man findet in den alten Geschicht-Schreibern, besonders in den Büchern des Titus Livius darüber sehr gründliche Stellen: Valde decorum est, sagt Cicero, patere domos hominum illustrium illustribus hospitibus. Idque etiam Reipublicæ est ornamento: homines externos hoc liberalitatis genere in urbe nostra non egere. Est etiam vehementer utile iis, qui honesta multa posse volunt per hospites apud externos populos valere opibus & gratia: Dargegen achteten sich die römische Raths-Herren viel zu gros, jemand auf ihren Reisen beschwerlich

lich zu fallen, sie führten deswegen alle nothdürfftige Geräthschafften mit sich auf ihren Maul-Eseln. *

Das Gesandtschaffts-Recht hat zwar noch einen weitläufftigern Umfang verschiedener andrer dahin lauffenden Pflichten; die Haupt-Sache aber gründet sich, wie überhaupt bey der Gast-Freyheit auf eine unverletzbare Sicherheit; vor diesem wurden die Gesandten durchgängig frey gehalten; nachdem aber Franckreich die Mode aufgebracht, daß an grosen Höfen gewisse Ausspäher und Achthaber unter dem Nahmen von ordentlichen und ausserordentlichen Gesandten, Minister, Residenten, Agenten, Gesandschaffts-Schreibern und dergl. beständig pflegen gehalten zu werden, welche sich allesamt des Rechts der Gesandschafft anmassen; so hat man in Ansehung einer so weit sich ausdehnenden Gewohnheit, das Völcker-Recht nothwendig beschräncken und dergleichen Personen sowohl ein Theil des Gast-Rechts, als andrer denen Gesandten sonst zukommenden Freyheiten nach aller Billigkeit verweigern müssen. Was darüber zu Ende des verwichenen Jahrhunderts sich in Rom für Bewegungen geäussert, solches findet man in den Geschichten selbiger Zeiten.

Ich will Sie, mein Herr! mit solchen Weitläufftigkeiten nicht aufhalten, sondern nur allein dasjenige berühren, was die Gast-Freyheit betrifft.

* Livinus L. XXXXII.

betrifft. Ein Gesandter kan solche so wenig, als ein Fürst selbst, ohne Entgeld fordern. Es sey dann, daß ihm das Quartier bey Hof angewiesen, oder daß er in einem darzu besonders bestimmten Haus, auf Rechnung des Hofes, verköstiget werde. So bald er ein eigen Haus miethet, oder sonstwo einkehret, ist er schuldig, auf eigne Kosten zu zehren und alles zu bezahlen.

Die Gesandten fremder Staaten aber, welche ausser Europa sind, empfangen bey uns eben das Tractament, welches die unsrigen bey ihnen empfangen; wie solches die Exempel der Türckischen, Persischen, Tunesischen und andern dergleichen Gesandten ausweisen; denn diese, weil sie nicht an unsern Höfen beständig sich aufhalten, geniesen noch eben dasselbe Gast=Recht, wie es vor Alters unter den Völkern üblich war.

Mit den grosen Fürsten und Herren, wie ich solches bereits oben erinnert, hatte es vor diesem eine gleiche Beschaffenheit; allein, weil man gefunden, daß das Land dadurch allzu sehr beschweret wurde, indem die grose Herren begunten mit einem grosen Gefolg von Edelleuten, Soldaten und Bedienten zu reisen; so wurde diese Gewohnheit billig abgeschafft.

Diese Art, daß die Hohen und Edlen denen Geringen zur Last fielen, und von ihnen die

Gast-Freyheit genossen, ohne etwas dargegen zu entrichten, lies weder grosmüthig noch billig. Es ist verkehrt, wann Vornehme und Reiche, Wohlthaten von gemeinen und bedürfftigen Leuten empfangen wollen. Die Natur räumet nur solchen Personen den Vorzug der Ehre ein, welche, wenn sie das Glück erhoben, andere dadurch suchen glücklich zu machen, oder wenigstens etwas von den Vortheilen ihres Glückes geniessen lassen; da im Gegentheil Leute von hohem Stande und grosem Vermögen sich dieser Ehre und dieses Glückes ganz unwürdig machen, wann sie ihren Pracht auf Unkosten gemeiner Leute führen, oder wenigstens gegen die Dienste, welche sie von ihnen verlangen, nicht erkentlich sind.

Der Wohlstand nöthiget sie vielmehr gegen alle Dienst-Leistungen, die ihnen von Geringern erwiesen werden, sich ausserordentlich freygebig zu bezeigen; und eben dieses hat selbsten veranlasset, daß das Gast-Recht unter uns nicht mehr so gewöhnlich, als in den alten Zeiten ist. Dann so unanständig es den Grosen ist, Höflichkeit und Wohlthaten von Geringen umsonst zu geniesen, so ungelegen ist es ihnen auch, alles mit schwerer Hand doppelt und zehenfach zu vergelten.

Ich weis, da ich in meiner Jugend mit in dem Gefolg einer Königlichen Braut war, daß die Trinck-Gelder und Geschencke, die man aller Orten reichen lies, weit höher kamen, als die

ganze

ganze Reise nicht würde gekostet haben, wann man solche aus eignem Beutel gethan hätte. Die meiste grose Herren reisen deswegen heutiges Tages lieber incognito, das ist, unbekant, und als Privat-Personen.

In Ansehung der Kriegs-Völker hat es zwar eine andere Bewandnüs, dann sie können, wann sie mit ganzen Heeres-Zügen in ein Land kommen, sich nicht also einschräncken: der Raum in den blosen Gast-Häusern und öffentlichen Herbergen ist hier nicht zulänglich. Man muß also die Wohnungen in den Städten und grosen Plätzen zuweilen mit zu Hülfe nehmen, und bey den Bürgern die Winter-Quartiere suchen.

Allein was ist hier für Noth? was giebt es da für ein Klagen und Lamentiren. Wie! Soldaten in das Haus nehmen! schreyt der wohlhabende Bürger, dafür woll mich GOTT behüten! Mein Hauswesen, meine Nahrung, meine Kinder, mein Gesind, alles würde in Unordnung gerathen. Die Frau thut noch weit kläglicher, ihre nette gepuzte Zimmer, ihr glänzender Hausrath, ihr schönes weises Zeug, ihre saubere Bettungen, die sie hergeben soll. O fürwahr, die Sachen gehen hier zuweit. Wer wolte das andere Geschlecht so kräncken? Allein Gedult! hier ist kein Gast-Recht, hier ist Krieg; Krieg bringt Noth: Noth hat kein Gesetz; Wo kein Gesetz ist, da gilt Macht. Also ihr liebe Burger! wollt ihr die Soldaten nicht gutwil-

lig aufnehmen, so werdet ihr darzu gezwungen. Man legt euch ein halb Dutzend freche Granadirer ins Haus, die greiffen zu, und werffen den Wirth selber aus dem Bett, wenn er ihnen das Lager versagt. Welche Unordnung! welcher Jammer! die Mägde werden geschändet, die Töchter verführet, der Mann schreyt über Gewalt und die Frau ärgert sich zu Tode. Da liegt alle Zucht, alle Ehrbarkeit, aller Wohlstand.

Der Soldat, heißt es, muß unterdessen gleichwohl leben: er kan im Winter nicht auf der Strassen unter dem freyen Himmel liegen: Er muß Obdach, Zehrung und Verpflegung haben. Er hat sein Leben gewagt und das seinige im Feldzug ausgestanden. Er muß sich auch ein wenig wieder erquicken, und darum legt man ihn in die Winter-Quartiere, pour se rafraichir, wie es die Franzosen nennen. Wer hat also recht? der Soldat, der die Gast-Freyheit fordert, oder der Burger, der ihm solche verweigert?

Allein, was vermögen wir es, hör ich die arme Burger sagen, daß einige Grosen um gewisse Länder streiten? warum sollen die Unschuldigen für die Wuth einiger stoltzen und herrschsüchtigen Menschen büsen? Wer hat ihnen ein Recht gegeben, ihren Krieg auf anderer Leute Unkosten zu führen? Aus welchem Grund können ihre Kriegs-Völker eine Gast-Freyheit von Leuten fordern, die mit dem Krieg nicht die geringste

ringste Verbindlichkeit haben, und denen es gleichviel gelten würde, wer König, wer Fürst in einem Lande wäre, wann sie anders nur von ihm unbeeinträchtiget bleiben, ihrer Nahrung abwarten und ein ruhiges Leben führen können.

Sie werden, mein Herr, diesen naturlichen Gedanken, die einmahl eingeführte Ordnung der Monarchien entgegen halten. Sie werden sagen, die Unterthanen wären gleichwohl verpflichtet, für ihren König oder Fürsten die Waffen zu ergreiffen und demselben mit Haab, Gut und Blut gegen seine Feinde beyzuspringen. Sie berufen sich wohl gar auf den Eyd, den man ihnen hätte schwören müssen, wie nicht weniger auf die langwierige Besitzungen, worinnen sie sich seit so vielen Jahrhunderten befinden ꝛc.

Ich wolte, mein Herr, gern überhoben seyn, auf alle diese Einwürffe zu antworten. Ich habe hier niemahls die tieffsinnige Lehr=Art unsrer berühmten Rechts=Gelehrten recht einsehen können. Mein Verstand hegt allzunatürliche Begriffe, die Verbindung so vieler künstlich in einander geschlungenen Sätzen und Schlüssen zu entwickeln. Ich habe nur eine einfältige Logic, mich bedünkt alles dasjenige unrecht zu seyn, was den Ruhestand und die Glückseligkeit der Menschen stöhret. Ich weiß von keiner andern Gerechtigkeit, als die das Böse strafet und das Gute belohnet. Ich kan

keine Obrigkeit für rechtmäsiig halten, als welche diese Gerechtigkeit erhält, die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschafft schützet und das Heil der Menschen befördert. Andere Begriffe, Sie wollen mir es zu gut halten, kan ich mir von der Staats-Kunst und dem Recht der Monarchen nicht machen.

Ich finde, daß alle vernünfftige Völker hier zusammen übereinstimmen, indem sie dasjenige nur allein für schön und gut preisen, was die gemeine Wohlfahrt erhält. Man hat noch niemahls einen Potentaten deswegen gerühmt, daß er grausam, ungerecht, meineydig, unbarmhertzig, gottlos, oder ein Ubertretter des Rechts der Natur gewesen; wohl aber haben die Hof-Schmeichler und dürfftige Poeten dergleichen Tyrannen die Tugenden eines Helden angedichtet, weil es sich nicht schickte, sie ihrer Laster wegen zu rühmen. Ein Held aber ist ein solcher Mensch, der sein Volck und dessen Wohlfart schützet.

Wann ich also diese ganz natürliche und meiner Einsicht nach, vernünfftige Begriffe voraus setze, so folget daraus die Erörterung der obigen Einwürffe von sich selbst.

Die vermeynte Pflicht, für seinen Fürsten die Waffen zu führen, fällt sogleich weg, als der Krieg nicht zum Nutzen des Landes und zur Beschützung der Unterthanen geführet wird. Der Eyd, den diese schwören müssen, ist nicht

anders verbindlich, als in soweit auch der Fürst seine Zusage hält, und das Volk schützet.

Die langwierige Besitzungen aber geben kein Recht, wenn sie selbst zu Kränckung der Gerechtigkeit mit Gewalt und Waffen sind erhalten und fortgeführet worden. Vielmehr wird das Unrecht dadurch noch immer gröser, je länger man solches ausübet. Mithin seh ich nicht den geringsten Grund aller eingebildeten Schuldigkeiten, welche man von denen Unterthanen bey unzehlich viel Gelegenheiten zu fordern und nicht selten auch mit Gewalt zu erpressen pfleget. Folglich seh ich eben so wenig eine gerechte Ursach, warum ein unschuldiges Volk, welches der Fürst zu schützen verbunden ist, die Drangsalen des Kriegs ausstehen, und wann es ohnedem schon durch die viele Geld-Steuren und Beyträge ist mitgenommen worden, noch darzu einem offt ganz übel disciplinirten Kriegs-Heer, Stadt und Häuser öffnen soll. Wer weis nicht, wie viel Unordnung und Schaden dergleichen unbescheide Gäste im Haus-Wesen zu verursachen pflegen?

Ich muß bekennen, daß mir diese Dinge, so gelehrt auch unsre Herren Staats-Lehrer, jeder aus Gefälligkeit für seinen Fürsten, darüber commentiret und geschrieben haben, ganz unbegreiflich sind.

Allein ich verstehehe die Kriegs-Raison nicht:

dieses kan seyn. So viel aber weis ich, daß sie niemahls ehender angeführet wird, als wo alle Raison aufhöret. Da entschuldiget man alles mit der Noth; wer ist aber Schuld an dieser Noth? Wer verursacht ein solches Unheil? Fürwahr, die Einwohner im Lande nicht, denen ist mit dem Krieg gar nicht gedienet. Ihr Handel und Wandel, ihre Ruh, ihre Gemächlichkeit, ihr Aufkommen, alles leidet darunter.

Man siehet das Verderben der schönsten Plätze vor Augen, wenn man in Italien, in die Pfalz und in die Niederlande kommt. Hier siehet man im ersten Anblick das vormahls stolze Antwerpen: Thürn und Mauren zeigen noch von seinem ehemaligen Pracht. Allein wo sind die Einwohner? wo ist die Handlung? wo sind die Reichthümer hinkommen? Gent, Brüg, Löwen, Mecheln gleichen mehr grosen Dörffern, als grosen Städten; In welchem blühenden Wohlstand waren sie nicht vor zwey hundert Jahren? Wie sieht es in der Pfalz aus? Wo ist der Sitz der römischen Statthalter und der ersten teutschen Kayser? Ist es möglich, daß Worms vormahls eine so berühmte und herrliche Stadt gewesen? Man siehet kaum die Spuren mehr davon. Kaum weis man noch, wo Trevur, eine vormahls grose und berühmte Stadt gestanden hat. Kommt man nach Savoyen, nach Piemont, in Italien, und bestreichet ein wenig den Po, so siehet man daselbst allenthalben niedergerissene Mauren und Ruinen. Wer hat in der Welt alles dieses Ubel ange-

angerichtet? der Krieg: O schändlicher Krieg! der also gegen die Unschuldigen geführet wird, und Städt und Länder verheeret.

Sie sehen also, mein Herr! daß die Einwohner eines Landes keinen Nutzen vom Krieg haben, daß sie solchen nicht verursachen, und daß sie auf alle Wege darunter leiden. Wie kan also ein Fürst, der den Krieg um seiner eignen Hoheit wegen, selten aber, ja gar selten, zur Vertheidigung seines Volckes führet; wie kan, sag ich, ein solcher Fürst, das Gut und Blut seiner Unterthanen darzu gebrauchen? wie kan er sie deswegen so vieler Gefahr und einem so grossen Verderben aussetzen? Was gehen sie seine Händel an? warum sollen sie seine Soldaten unterhalten und noch darzu ihre Häuser ihnen preis geben?

Reden Sie mir hier nichts vom Gast-Recht, mein Herr! Einen Gast nimt man freundlich und willig auf; entweder, weil uns eine Betrachtung von Freundschafft und Menschen-Liebe darzu verbindet, oder weil wir uns von ihm Gegen-Dienste, Vergeltung oder Zahlung versprechen. Wie verhält sichs aber mit der gewaltsamen Einquartirung der Soldaten? Ich gebe zu, daß die meiste Befehlshaber, als Leute von guter Lebens-Art, darinn den Wohlstand beobachten, der unter ehrlichen Leuten gebräuchlich ist; Wie hausen aber die Gemeinen?

Fragen Sie demnach hier, was recht sey? so sag ich, es sey gar keines. Haben die Fürsten es für gut befunden, mit einander Krieg zu führen: so beruf ich mich auf meine Unschuld, und daß ich mit meinem Fürsten oder Landes-Herrn in keinem andern Zusammenhang stünde, als daß er meine Obrigkeit, mithin sowohl verbunden ist, mich in dem ruhigen Besitz meiner Güter zu schützen, als ich verbunden bin, mich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerffen und dabey als ein ehrlicher Mann zu betragen. Im übrigen gehen mich seine Händel nichts an. Will er Kriege führen, so kan er darzu seine Einkünffte und seine um Sold gedungene Soldaten brauchen. Werd ich durch seine Kriege beeinträchtiget und mitgenommen, so betracht ich solches als eine Ungerechtigkeit, die ich ertragen muß, weil ich derselben nicht widerstehen kan.

Ich rechne den Krieg unter die Ubel des menschlichen Lebens, unter die Strafen des Himmels, unter die Greuel der Sünden, welche die abscheulichste Wirkungen nach sich ziehen. Ich weis von keinem andern rechtmäßigen Krieg, als wann man das Vaterland und die Freyheit des Volcks, welche man zu unterdrücken sucht, zu vertheidigen gezwungen ist. Ich verabscheue die ungerechte Gewalt, welche das ganze menschliche Geschlecht der Herrschsucht aufzuopffern trachtet. Ich liebe die Freyheit, weil mich GOTT zu einem freyen Menschen geschaffen hat, und hasse die Fesseln,

welche Hochmuth und Ehrgeitz uns anlegen. Ich halte die Gerechtigkeit für das heiligste Gesetz und GOTT für den einzigen Gesetzgeber vernünfftiger Creaturen. So dencke, so rede ich, mein Herr, wann ich reden soll.

Ich komme damit auf die Erörterung unserer Haupt-Frage, welche ich, ohne Voraussetzung dieser Betrachtungen, nicht deutlich genug würde ins Licht stellen können. Sie sagen, die Holländer verlezten das Gast-Recht, weil sie sich weigern, die fremde Kriegs-Völker in ihre Häuser aufzunehmen?

Ich antworte nein. Dann 1.) erstreckte sich das Gast-Recht, wie ich oben gezeiget, nicht auf alle und jede Fremde ohne Unterschied.

2.) Erwies man dasselbe nur solchen Leuten, von denen man, als von seinen Gästen, nichts anders, als gegentheilige Freundschafft und Höflichkeit zu erwarten hatte.

Wo man solches aber 3.) nothleidenden und bedürfftigen Personen geniesen lies, da kam es auf eines jeden Willkühr an, wie weit er darinnen gehen wolte. Es waren Wercke der Liebe und Leutseligkeit, darzu man niemand verbinden kan.

Die Verletzung des Gast-Rechts bestund 4.) nicht in dessen Verweigerung, sondern wenn man solches nicht treu und heilig hielt,

den Gast nicht der Gebühr nach schüzte, sondern ihm allerhand Verdruß und Drangsal anthat; ja gar an seiner Person, oder an demjenigen, was er mit sich führte, es sey an Bedienten, an Thieren oder am Gepäcke sich verrätherischer Weise vergriff, wie die treulose Egypter thaten, welche den Pompejus ermordeten, und sein Haupt dem Cesar seinem Feind schickten.

Alle diese Umstände ereignen sich nicht bey der Einquartirung der Kriegs-Völker: Man hat mit ihnen weder Freundschafft noch Bekantschafft, noch eine Wechselsweise Verbindlichkeit sich einander aufzunehmen. Man kan von ihnen keine gegentheilige Leutseligkeit noch Höflichkeit erwarten. Die Erfahrung lehret vielmehr, daß man sich von ihnen, insonderheit von dem gemeinen Soldaten, ganz das Gegentheil zu befürchten hat. Die Aufführung der Soldaten auf Marschen und in den Winter-Quartiren ist männiglichen bekant, und wenn auch gleich die Befehlshaber mit der schärffsten Manns-Zucht drohen, so ist der Muthwillen und die Frechheit dieser Leute doch kaum zu bändigen.

Als nothleidende und bedürfftige Personen kan man sie auch nicht betrachten, dann sie ziehen ihren Sold und geniesen alle nothdürfftige Verpflegung. Fehlt es ihnen aber daran, so haben es diejenige zu verantworten, denen es obliegt, sie zu versorgen. Wolte man die Häuser der Bürger zu Gast-Höfen und zu Hospitäler machen, so würden sie mit Recht

Ursach

Ursach haben, sich über diese Drangsalen zu beschweren: Stadt und Land würden dadurch in die äusserste Gefahr gerathen und durch ein solches Gast-Recht ihrem Untergang nahe kommen.

Will man hier Gewalt brauchen, und sich den Leuten als verhaßte Gäste aufdringen, so hab ich darbey nichts zu erinnern. Gewalt geht vor Recht. Man hat nicht nöthig, darüber den Grotius oder den Puffendorff nachzuschlagen. Man fragt nicht, was man thun soll, wenn man thun will, was man thun kan.

Die Rechte der Grosen werden deswegen Majestäts-Rechte genennet, weil sie solche insgemein auf nichts, als auf ihre Macht gründen. Wo diese gelten, da muß Natur, Vernunfft, Religion, Gerechtigkeit, Sitten-Lehre, Klugheit und alles schweigen.

Sie werden dencken, Mein Herr, ich redete hier als ein eiffriger Republicaner; dem sey aber, wie ihm wolle. Ich betheure ihnen, daß, so viel ich mir selbst bewust bin, ich keiner Partheylichkeit Raum gönne. Recht und Wahrheit haben für mich allzugrosse Reitzungen, als daß ich einem andern Trieb folgen könte. Ich wünsche deswegen auch nie in solche Umstände zu kommen, wo ich durch den Glanz eines höhern Glücks geblendet, oder durch die Furcht einiger Gefahr gebunden, die Freyheit verlieren solte, dieser Neigung mich einzig und allein zu erge-

ergeben. Ich verehre die Fürsten mehr als jemand, wann sie Grosmut, Menschen-Liebe und solche erhabene Gemüths-Neigungen besitzen, wie sie ein Fürst haben soll. Allein ich verabscheue die Tyrannen, welche alles ihrer Herrschsucht und ihren Begierden hingeben, und dabey andere Menschen betrachten, als ob sie nur ihrentwegen auf der Welt wären: Mir ist insonderheit empfindlich, daß man bey der dermahls um sich reissenden Wut der Waffen insonderheit die Republicken zum Opfer des Kriegs zu machen scheinet.

Die Holländer werden gleichsam mit den Haaren in diesen Krieg gezogen: man weltzet die schwerste Last auf sie allein. Allenthalben giebt man ihnen Schuld, wo etwas fehl geschlagen ist. Aufruhr von innen: Krieg auf den Gränzen: Unruh, Verlust, Soldaten, Unkosten, Verräther, Feinde: Was sag ich?

Non meum est latentem calamitatem
Aperire.

Euripid.

IV.

Beweiß, daß Franckreich durch seine bisher ausbreitende Macht sich selbst am meisten schadet.

So lang die Welt stehet, sind weise Männer gewesen, welche dem falschen Heldenmut widersprochen und die daraus entstehende schädliche Wirkungen gezeiget haben. Ihre Lehr-Sätze hat die Erfahrung bewähret, und man darff nur die Geschichten lesen, um von der Wahrheit einer Sache überzeugt zu werden, die sich nirgend deutlicher offenbaret, als wo man ihr am meisten zuwider gehandelt hat.

Man wird mir hoffentlich zuzeben, daß ein Fürst seines Volks wegen, und nicht das Volk des Fürsten wegen sey. Ist der Fürst des Volks wegen, so muß er seine Absichten und Rathschläge auf die gemeine Wohlfart richten und in derselben seine Hoheit, seine Gröse und die Vortrefflichkeit seiner Würde suchen. Andere Begriffe kan man sich von der Natur und Eigenschafft eines würdigen Regenten nicht machen. Nichts desto weniger so hat die Höflichkeit der Franzosen, den Eiffer für ihren König so weit getrieben, daß sie diesen Satz ganz herum drehen, und an statt der gemeinen Wohlfart den König allein zum vornehmsten Ziel aller ihrer

Handlun-

Handlungen setzen; denn es heisset bey ihnen: Tout pour le Roy: **Alles für den König.**

Dergleichen Eiffer für ein hohes Haupt ist sonst das Kennzeichen der guten Gemüts-Art eines Volks, welches dadurch seine Treu und seine Erkentlichkeit für einen guten und liebreichen Monarchen auszudrucken pfleget. Es ist aber diese Neigung bey den Franzosen mit einer grosen Eitelkeit verknüpfft: sie meynen, sie wåren deswegen das vortrefflichste Volk auf der Welt, sie bilden sich ein, mit gros zu werden, wann der König eine Feld-Schlacht gewinnet, oder eine benachbarte Stadt erobert. Worauf beruhen doch hier die Begriffe der Ehre?

Die Franzosen könten das glücklichste Volk auf dem Erdboden seyn: wann sie ihre eigne Vortheile erkennten und recht zu gebrauchen wüsten. Allein ihr ausschweiffender Hochmut verleitet sie ihren Ruhm ausser sich und ihren Gränzen zu suchen.

Man bewundert die Staats-Kunst zweyer verschmizten Cardinälen, welche ehedessen in Franckreich das Ruder geführet. Sie haben, sagt man, ihrem Monarchen die Anschläge gegeben, sich gros zu machen und einen Universal-Monarchen abzugeben. Unselige Anschläge, die bisher die ganze Christenheit in Unruh gesetzet, unzehlige Menschen ums Leben gebracht, ganze

Länder

Länder verheeret und Franckreich selbst den grösten Schaden zugezogen haben.

Wie, Schaden? wird man sagen: hat nicht Franckreich seine Macht in den Niederlanden stattlich ausgebreitet? Hat es nicht ganz Burgund, Lothringen und Elsaß dem teutschen Reich entrissen. Muß man nicht Franckreich gleichsam mitten in seinen eroberten Ländern suchen? Hat es nicht die Obermacht in ganz Europa gewonnen und sogar dem teutschen Reich einen Kayser gegeben? Wo hat seit des grosen Carls Zeiten ein Monarch seine Hoheit und seine Herrschafft weiter getrieben.

Alles dieses ist wahr; allein lasset uns vernünfftig davon urtheilen. Was ist Franckreich selbst dadurch gebessert worden? Ist ihm dadurch ein wahrer Vortheil zugewachsen? der König ist sehr mächtig geworden und hat die ganze Gränzen seines Reichs sehr weit ausgespannet. Dieses hat unzehlig viel unglückselige Menschen gemacht, und die eigne Länder verdorben, um Fremde zu erobern.

Der König von Franckreich ist der gröste Monarch. Er genieset in stolzer Ruh aller Annehmlichkeiten dieses Lebens. Die Lorbeer-Cränze, die ihm seine Helden um die Schlafe winden, kosten ihm weiter nichts. Er lebt als ein König, auch wann er zu Felde ziehet. Die Höflinge, die Aufwärter, die Schmeichler, die Spiele, die Lustbarkeiten, sogar das Frauen-

zimmer,

zimmer, ohne welche kein Hof, keine Pracht und keine rechte Freude statt findet; Alles begleitet, alles folget ihm. Er wird von seinem Volk schier als ein Gott verehret und ein einziger freundlicher Blick ist genug, ihm alle Herzen zu gewinnen. Sind dieses nicht Vortheile genug. Was kan, was will ein Mensch zu seiner Vergnügung in der Welt mehr wünschen und begehren?

Dieses, ich muß es bekennen, sind überaus glänzende Vortheile für einen König. Welcher Glanz! welcher Pracht! welche Hoheit? kein Wunder, daß unsre Augen dadurch geblendet werden. Allein, sehet dieses ist alles. Dergleichen Blendwerk können wohl stolze Gemüther rühren; nichts weniger aber, als ein wahres Vergnügen geben. O könte man denen Fürsten und Königen hierbey ins Herze sehen und sich eine lebhaffte Vorstellung von ihren wahren Leidenschafften machen: gewiß, man würde nicht verlangen, an ihrer Stelle zu seyn.

Je mehr ihre Begierden Nahrung finden, je mehr pflegen sie zu wachsen. Sie gelangen endlich dadurch zu einer solchen Gröse, daß sie nicht mehr zu vergnügen sind. Alles reitzet, alles entzündet sie.

Die Welt hat zu wenig Güter, sie zu befriedigen und das Verlangen nach etwas neues, ist allezeit gröser, als der Genuß des gegenwärtigen.

tigen. Ihre Einbildungs-Krafft wird täglich an Bildern reicher und die Welt ärmer, um sie zu vergnügen. Die wahre Zufriedenheit, welche die einzige Glückseligkeit dieses Lebens ist, findet sich also nirgend weniger, als bey solchen Hoheiten und gecrönten Häuptern. Sie sind vielmehr insgemein die mißvergnügteste, empfindlichste und ungeduldigste Creaturen auf dem ganzen Erdboden. Sie wollen deswegen alles mit Gewalt und Waffen zwingen. Alles soll sich unter ihren Willen beugen und was sich nicht beugen will, brechen. Sie haben keinen wahren Freund, niemand unterstehet sich, ihnen die Wahrheit aufrichtig zu sagen. Sie sind verrathen und verkaufft unter denen, die ihnen am meisten schmeicheln: ihre Hoheit, ihre Macht, ihre Herrlichkeit, alles setzet sie in Zwang, in Furcht und in Unruh; Mit einem Wort, sie sind Sclaven von ihrer eignen Majestät.

Was hat also ein König von seiner grosen Macht; und was würde insonderheit dem König von Franckreich die Universal-Monarchie nutzen? Würde deswegen sein persönlicher Zustand glücklicher seyn? Könte er sich prächtiger kleiden, bequemlicher wohnen und köstlicher Tafel halten? Könte er mehr Lustbarkeiten, mehr schöne Sachen und mehr Veränderungen haben? Könte er einen gröseren Staat und herrlichere Gebäude führen? Könte er dadurch denen gemeinen Schicksalen, denen er als ein Mensch unterworffen ist, vorbeugen und es weiter bringen,

als Nimrod, Sesostris, Darius, Alexander, Cesar, Carl der Grose, u. s. w.

Kan seine Macht ihn vor Kranckheiten schützen, kan sie ihm die geringste Schmerzen lindern? Kan sie ihn vor dem Tod bewahren? Und wie sieht es hernach um solche Hoheiten und Majestäten aus? Grauset ihnen nicht ein wenig vor einem Richterstuhl zu erscheinen, den die Gerechtigkeit selbst umgiebet: denn Könige und Fürsten erkennen doch insgemein, daß ein GOTT über ihnen ist. Es giebt unter ihnen wenig Frey-Geister: sie wissen auch selten, daß sie böse sind, weil die Schmeichler diese Erkentnus bey ihnen verhindern. Worinn bestehet also der Vortheil, der gröste und mächtigste Monarch in der Welt zu seyn? Sein Leben ist voller Unruh und Gefahr, und sein Tod setzet ihn in destomehr Verantwortung, je mehr er ist mächtig gewesen, böses zu thun.

Doch gesezt, ein König würde durch seine Eroberungen und sich weit ausbreitende Macht das allerglückseligste Menschen-Geschöpfe auf Erden: Was hilfft diese Glückseligkeit einem armen bedrängten und unter der Hoheit seines Monarchen seuffzenden Volks? Ich habe bereits oben den Grund-Satz voraus gesezt, daß das Volk nicht des Fürsten halben, sondern der Fürst des Volks halben ist. Folglich ist dem Fürsten nicht erlaubt, eine solche persönliche Hoheit und ausschweiffende Macht auf Unkosten der Unterthanen sich zu erwerben. Sein Amt, sein

sein Beruf, seine Würde verpflichten ihn vielmehr, alle seine Betrachtungen und Sorgfalt auf die Wohlfart der ihm anvertrauten Länder und Leute zu richten.

Dieses sind einfältige Staats-Lehren, wird mancher dencken. Fürsten und Monarchen bekümmern sich wenig um solche Grillen. Doch Grillen, wie ihr wollt. Es fragt sich, ob solche ihren Grund in der Natur und in der Erfahrung haben, oder ob es nur so blose Hirn-Bilder sind? Laßt uns sehen, was Franckreich durch seine Eroberungen sich für Glückseligkeit und Vortheile erworben hat.

Franckreich, wenn ich solches in seinen Gränzen, zwischen den beyden Meeren von den Pyränneischen Gebürgen bis an die Alpen und die Mosel betrachte, so find ich dessen Lage die vortheilhaffteste in der Welt: Es liegt unter dem mitternächtigen Erd-Strich, wo die gemässigte Lufft und die gedeihliche Einflüsse des Himmels alles mit Fruchtbarkeit und Seegen erfüllen. Man weis darinn nichts von der Kälte, welche die Nordischen Länder über die Helffte des Jahrs mit Eis und Schnee bedecket. Noch von einer so grällen Hitze, welche öffters das Geblüt der Einwohner, wie in Spanien und Italien, mit allzuhefftigen Leidenschafften entzündet. Der Franzos ist in seiner natürlichen Eigenschafft ein gutes Geschöpfe. Er ist zu allen Künsten und Wissenschafften aufgelegt. Er besitzet Muth und Tapferkeit, ohne grausam

und barbarisch zu seyn. Er ist zur Gesellschafft geschaffen und sein aufgeräumtes Wesen macht ihn zu allen Geschäfften und Handlungen geschickt. Im Fleiß und in der Arbeitsamkeit übertrifft er alle Völker der Erden. Wir haben ihm nebst verschiedenen Erfindungen auch den gereinigten Geschmack in den schönen Künsten und Wissenschafften zu danken. Wir können ihnen dabey eine gewisse Geschicklichkeit, sich leicht und zierlich auszudrücken nicht absprechen.

Grose Vortheile zur Aufnahme eines Landes, das von einem solchen Volk bewohnet wird. Franckreich hat dabey den besten Stoff zu allerhand Manufacturen und Fabricken. Die See-Häfen sind die bequemsten, Handel und Wandel in die ganze Welt zu treiben. Es hat einen Uberfluß an Wein, Getrayde, Citronen, Feigen, Mandeln, Granaten, Oliven, Saffran und andern dergleichen herrlichen Früchten.

Die Viehzucht versiehet den Landmann, sowohl in den Gebürgen, als in den flachen Ländern mit aller Nothdurfft: man siehet allenthalben die anmuthigste Gefilder und die fetteste Trifften. Es hat Seyden, Wolle, Salz, Steinkohlen, Marmor, Jaspis, Agath rc.

Bergwercke von Silber und Gold hat es zwar nicht; allein der Fleis der Einwohner, die trefliche Früchte, die Handlung, die See-Fahrt, alles dieses bringt so viel Geld ins Land, daß man daran in Franckreich nicht den geringsten

sten Mangel spüret, vielmehr rulliret dieses kostbare Metall mit den Geprägen der Ludewigen in allen Provinzen von Europa.

Auch ist der Gebrauch des Silber-Geschirrs, wie auch der reichen Stoffen und Gallonen nirgend gemeiner, als in Franckreich. Denn die Eitelkeit dieser Nation treibt alles auf den äusserlichen Prunck, so armselig als es auch bey den meisten um die Beschaffenheit ihres Beutels aussiehet. Sie sind darinn von den Engelländern und Holländern sehr unterschieden, welche sich mehr um wirckliche Reichthümer, als um den äusserlichen Schein bekümmern. Andere Völker aber, insonderheit wir Teutschen, lassen uns von dem französischen Schimmer die Augen blenden, wir suchen ihnen alle ihre Allfanzereyen und neue Moden nachzumachen.

Diese Narrheit bringet jährlich ungeheure Geld-Summen in Franckreich. Ja man solte es nicht glauben, was ihre Weine, ihre Seyden, ihre Tücher, ihre Manufacturen, ihre Buchdruckereyen, ihre Kupferstiche, ihre Bücher, ihre Mahlereyen, ihre Tapeten, ihre Gold- und Silber-Arbeiten, ihre Quincallerien, wie sie es nennen, ihre Garten-Früchte und dergleichen jährlich eintragen.

Ich würde zu weitläufftig seyn, wo ich alle Vortheile, die GOTT und die Natur denen französischen Ländern vor andern in der Welt

verliehen hat, hier umständlicher berühren wolte. Ich kan davon keinen deutlicheren Begriff geben, als wann ich ihnen die stets anhaltende Drangsalen und Kriege entgegen stelle, womit dasselbe beständig seit mehr als zweyhundert Jahren sind mitgenommen worden. Diese sind von solcher Beschaffenheit, daß darüber ein andres Reich nothwendig zehenmahl zu Grund würde gegangen seyn.

Man mache nun den einfältigsten und natürlichsten Uberschlag, wie reich, wie mächtig, wie glückselig Franckreich vor allen Reichen in der Welt seyn könte: wenn es nicht auf den unsinnigen Hochmut gefallen wäre, die Ober-Herrschafft in der Welt sich zuwegen zu bringen.

Man erwege nur, wie viel unzehlige Geld-Summen jährlich aus dem Land geschickt werden, um fremde Höfe zu bestechen, damit sie stille sitzen und denen französischen Absichten nichts im Weg streuen mögten. Was kosten die Gesandten, die Agenten und heimliche Spionen, die es allenthalben unterhält? Was kosten die grose Kriegs-Heere und Ausrüstungen der ungeheuren Flotten? was wird damit ausgerichtet, als daß das Land von der tüchtigsten und arbeitsamsten Mannschafft entblöset, die baare Müntzen hinaus gespielet, die Felder an vielen Orten ungebauet und wüste liegen; die Städte theils Mangel an Einwohner, theils an Nahrung haben; dergestalt, daß an statt des

Uber-

Uberflusses, der allenthalben in Franckreich herrschen könte, meistens nichts, als Noth, Elend und Dürfftigkeit sich äussern.

Man stelle dieser Betrachtung den Zustand eines sehr kleinen Staats, der kaum den zwanzigsten Theil der Gröse von Franckreich ausmacht, entgegen: Man nehme das armseligste Land von der Welt, welches die Natur zum Ausfluß groser Ströhme, zu einer sumfigten Wüsteney an den See-Küsten hat ausgeworffen. Ein Land, wo die erste Einwohner nichts als Fische und einige vom Schlamm der ausgetrettenen Flüsse gedungene Wayden für das Vieh, zu ihrer Nahrung gefunden haben. Ich rede von Holland. Dieser kleine, dieser nichts-bedeutende Erd-Fleck ist einer der reichsten und mächtigsten Staaten in der Welt geworden und beherberget jetzo eine unzählbare Menge Volks.

Sehet hier das ärmste Land reich, und das reichste arm. Wie gehet das zu? Ein Volk, das durch seine Einsichten, durch seine Scharfsinnigkeit und durch seinen hohen Witz sich in der Welt bewundern macht, setzet sich und sein Land ins Verderben; und ein einfältiges Volk, eine Versammlung einiger Bürger und Kaufleute, die aus nahen und entfernten Gegenden sich da zusammen gezogen und nieder gelassen haben: diese erhöhen das Erdreich, machen Dämme, Canäle, Wiesen, Felder und Gärten; bauen Häuser, Städte, Schiffe, Häfen, Handels-Plätze, und seegeln in die ganze Welt.

In kurtzer Zeit siehet man darinn alles von Volck wimmeln; alle Schätze und Reichthümer aus den vier Theilen der Welt werden da zusammen gebracht; aus einer Hand in die andre gespielet, versendet und wieder aufs neue herbey geschafft.

Ich seh hier alles in Bewegung; alles ist geschäfftig, alles lebt, alles nähret sich. Ich sehe den Burger durch seinen Fleiß vergnügt und die Handels-Leute, wie ehemahls in dem prächtigen Tyro, als Fürsten leben. Ich sehe die Künste und Wissenschafften mit der Handlung im Flor, und beyde sich einander die Hände reichen, um sich empor zu heben. Ich sehe die Häfen mit unzehlichen Schiffen bedeckt und gleichsam eine andre Welt auf den Tiefen des Meeres schweben. Ich sehe Städte, die man kaum in einem halben Tag umgehen kan, und ihre Einwohner theils in Pallästen, theils in den niedlichsten Häusern wohnen.

Das ganze Land ist mehr ein zierlich angebauter Lust-Garten, als ein rohes Feld, welches anderswo der arme Bauer mit Schweis und Drang, zur Frohn eines Tyrannen, bauen muß. Man siehet nichts, als Höfe, Lust-Häuser, Schiffe, Mayereyen, Gärten, Wiesen, Canäle, Brücken, Baum-Alleen und dergleichen. Man kommt auf Dörffer, deren Einwohner ihr Glück nicht mit denjenigen der grösten Städte vertauschen würden, und man findet Handels-Leute, die des Jahrs mehr zum

gemei-

gemeinen Besten herschiesen, als manche Fürsten und Grafen anderswo einzunehmen haben. Weder Bauren noch Burger lassen sich den thörigten Hochmut blenden, sich über ihren Stand zu erheben; sie lassen sich weder zu Gnaden noch zu Excellenzen machen: sie geniesen ihres Glücks in Ruhe. Wer mehr Geld hat, als er zu seiner und der seinigen Erhaltung brauchet, der kaufft sich dafür allerhand artige Sachen, Schilderenen, Bücher, Kupferstiche, Blumen, Porcellan, Muscheln und andre dergleichen Kunst- und Natur-Seltenheiten, womit er seine müßige Stunden vergnügt zubringt.

Der Hochmuts-Wind, der uns allen so gefährlich ist, blähet hier die Reichen selten auf; sie lieben keinen andern Wind, als der ihre Seegel füllet und ihre Schiffe glücklich in den Hafen bringet. So siehet, oder so sah es wenigstens vor zwanzig Jahren in Holland aus. Woher rühret diese Glückseligkeit, diese Macht, dieser Reichthum? Was hat Holland in solche Aufnahme gebracht? Nichts anders, als die Freyheit, um welche anderwerts die Fürsten und Monarchen ihre Völker, sich selbst zum Schaden, bringen.

Man dürffte vielleicht hier sagen, das Exempel von Holland passe nicht wohl auf den Staat von Franckreich, weil die Regierungs-Form ganz von einander unterschieden wäre. Allein die Vernunfft ist sowohl in dem

monarchischen als republicanischen Staat einerley. Der Grund davon ist die gemeine Wohlfart; ob diese nun ein Fürst mit seinen Räthen, oder ein Auszug weiser und redlicher Burger besorgt, dieses thut zur Haupt-Sache nichts. Doch wollen wir Exempel von monarchischen Staaten haben, so dürffen wir nur die Geschichte von dem alten Egypten und von der Glückseligkeit des jüdischen Reichs unter der Regierung des weisen Salomo lesen, so werden wir erstlich dadurch recht überzeuget werden, wie viel der Ruhestand eines Reichs zu dessen wahren Erhebung beförderlich ist, dann die alten Egypter haßten den Krieg, baueten das Land und trieben die Künste und Wissenschafften auf das höchste. Nie hat man seitdeme wiederum ein solches Königreich in der Welt gesehen, und wenn man nicht noch so viele Denckmahle als Uberbleibsel seiner vorigen Herrlichkeit, welche gleichsam den Zeiten Trotz bieten, vor Augen fände, so solte man denen Erzehlungen davon keinen Glauben beymessen. Der Wohlstand des jüdischen Volks dauerte nur so lang, als Salomo lebte. Seine Nachfolger verlohren durch den Krieg alles, was dieser weise König zusammen gebracht hatte. Egypten gieng es unter dem Psamenitus nicht besser, der Krieg brachte ihn um Cron und Reich und die Egypter fielen in die Dienstbarkeit der Persianer.

Man wehle nun hier welches Exempel man will. Man vergleiche Egypten und Judea mit dem gegenwärtigen Zustand von Engelland und

Hol-

Holland. Man setze die Vortheile dieser Länder gegen diejenige von Franckreich: so wird man finden, daß dieses noch viele Vortheile voraus hat, welche es selbst mit Füssen tritt, und gleichsam allen seinen Witz gebrauchet, um solche zu vernichtigen? Wie ein Mensch, der die Mittel versäumt, seinen wahren Wohlstand zu befördern, sich nicht wundern muß, wann er sich je länger je mehr davon entfernet siehet: So ist es auch in Ansehung des Wohlstandes eines Staats.

Der französische Hof wird von dem Schein einer falschen Hoheit geblendet, seine Rathschläge verwirren sich in der Menge wider einander lauffender Unternehmungen: Er weichet ganz von dem Ziel der wahren Staats-Klugheit, indem er sich stets mit fremden Dingen beschäfftiget und darüber Land und Leute zu Boden richtet. Wann es so fortgehet, so wird bald ganz Frankreich zu einer Pflanz-Schule des Krieges werden, wo man sich heyrathet, Soldaten zu zeugen, und wo die Bürger arbeiten müssen, um solche zu unterhalten. Das sicherste Mittel, beständig Soldaten zu haben, ist das Volk an den Bettelstab zu bringen. Man darff sodann die Leute nicht mehr zwingen, um sich unterhalten zu lassen. Wenn man verdorben ist, so schickt man sich am besten darzu, um auch andre verderben zu helffen. Ist auch eine solche Staats-Kunst vor GOTT, vor der Welt und vor dem Volk selbst zu verantworten.

Doch lasset uns weiter gehen. Allzugrosse Reiche sind nie glücklich noch von einer langen Dauer gewesen. Die Geschichten beweisen diesen Satz. Die Natur hat in allen Sachen ihre Gräntzen. Sie hat mit Fleiß ihre Gaben zertheilet und alles nicht einem Land, einem Ort und einem Menschen allein geben wollen, damit die Bande des geselligen Lebens und der nachbarlichen Freundschafft unter den Menschen desto sorgfältiger mögten erhalten werden.

Viele und verschiedene Völker einem einzigen Haupt unterwerffen und desselben Willkühr die verschiedene und öffters gegen einander lauffende Angelegenheiten zu überlassen, solches kan nichts anders, als Verwirrung, Verdruß und Mishelligkeiten nach sich ziehen. Che troppo abbraccia male stringe.

Der gröste Geist ist nicht fähig, ein so weit sich ausbreitendes Regiment zu umfassen. Er muß also das meiste auf die Staats-Räthe ankommen lassen. Diese wehlen die Befehlshaber in den entlegenen Provinzen, welche wieder ihre eigne Absichten und Angelegenheiten haben. Ein jeder siehet dabey blos auf seinen eignen Nutzen, und sucht sich auf Unkosten der Unterthanen empor zu heben und zu bereichern; die Klagen des Volks kommen darüber fast niemahls an den Monarchen; sie werden durch die Befehlshaber unterschlagen; folglich gehet die gemeine Wohlfart der Länder zu Grund, um einige Familien, die in der Regierung sind, gros

zu machen. Es entstehen daraus Empörungen und innerliche Kriege. Auswärtige Feinde bedienen sich derselben zu ihrem Vortheil, und der allzuübel zusammen gefügte Staats-Cörper zerfällt durch so viel Blut, als er gekostet hat, gros zu werden.

Ein solches Schicksal haben alle Reiche gehabt, wann sie zu einer ausserordentlichen Gröse gekommen sind; und es ist wider alle Begriffe der Gerechtigkeit, daß so viele Millionen Menschen darunter leiden sollen, um einen einzigen zu erheben. Wir sehen also, daß weder die Glückseligkeit des Fürstens, noch die Wohlfart des Volks durch neue Eroberungen einigen Zusatz erlanget, sondern daß vielmehr die Begierde ein an und für sich selbst groses und mächtiges Reich zu vergrösern, sowohl dem König als dem Unterthan hoch zu stehen kommt. Insonderheit aber leidet darunter das Volk am meisten und hat nimmer keine Hofnung, in einem Land ruhig und glückseelig zu seyn, wo solche Länder-süchtige Staats-Regeln herrschen. Ich glaube demnach, daß man sicher schliesen kan, daß ein jeder Fürst oder Potentat mit dem ihm von GOTT anvertrauten Land um so viel mehr zufrieden seyn soll, weil er Last, Müh und Sorg genug vor sich finden wird, wenn er anders seiner Pflicht, wo man den Grosen anders von Pflichten reden darff, ein Genüge thun und solches wohl und rühmlich beherrschen will.

Ich

Ich habe anderwerts deutlich gezeiget, daß die Glückseligkeit eines Fürsten so genau mit derjenigen seines Volks verbunden sey, daß sie nicht wohl zu trennen ist; vielmehr bringet eine die andere zuwegen, und indeme sie damit umgehet, sich beyden Theilen mitzutheilen, so vereinbaret sie das Haupt mit den Gliedern, und macht, daß sich der ganze Staats-Cörper wohl befindet. Die Glieder ehren das Haupt, weil es auf dessen Vorsichtigkeit und Klugheit ankomt, daß sie wohl gelenket und regieret werden: das Haupt liebet hinwiederum seine Glieder und schonet weislich ihrer Kräffte, weil es natürlicher Weise alles Leiden mit empfindet, welches auf das eine oder das andere fallen könte. Wie mancher Staats-Cörper aber ist schon in diesem Verstand mit einem unsinnigen Kopf gestrafet gewesen. Selbst das so kluge Franckreich ist von diesem Unglück nicht frey geblieben.

Ludewig der XI. und die beyde Heinrich der II. und III. waren nach dem Geständnüß der Franzosen selbst, sehr elende Regenten. Seit dem hatten sie an Heinrich dem IV. und Ludewig dem XIV. zwey Könige von erhabenem Geist; wiewohl das Andenken des leztern nicht eben durchgehends verehret wird, weil er abscheuliche Kriege geführet, die Schätze Franckreichs durch eitlen Pracht und unnöthige Gebäude verschwendet, Eyd und Zusage gebrochen, und endlich gar durch ein altes Weib und durch die Pfaffen sich verleiten lies, einen Theil seiner

besten

besten Unterthanen, weil sie nicht in die Meß gehen wolten, aus dem Land zu jagen; dem allen ungeacht, so hatte doch gleichwohl seine Person viel hohes und edelmüthiges.

Der jetzige König ist ein Herr voller Güte und Sanfftmut. Er führet, seiner Meynung nach, einen gerechten Krieg; allein der Geist der beyden Cardinäle wandert noch starck in dem geheimen Rath: die Franzosen sind von dem Witz so groser Anschläge allzusehr bezaubert, als daß sie demselben die einfältige Staats-Regeln eines erdichteten Telemachs vorziehen solten.

Einige halten den Krieg für Franckreich nöthig: sie sagen der viele Adel müste eine Beschäfftigung haben. Die Staats-Aemter wären nicht zulänglig, eine solche Menge von Chevaliers und Marquisen unter zubringen und Stands-mäßig zu unterhalten: Die Kauffmannschafft schicket sich, ihrer Meynung nach, nicht für ihre Geburt, und das Land-Leben ist für ein so lebhafftes und ehrgeitziges Volck zu still. Also muß man hier das wallende und überflüßige Geblüt der Nation durch den Krieg ein wenig abzapffen und ihr gleichsam zur Ader lassen.

Es kan seyn, daß Richelieu diesen Einfall gehabt; denn er sah, daß sich die Edelleute selber für die lange Weile die Hälse brachen: also dachte er, sich ihrer allzugrosen Lebhafftigkeit besser zu bedienen. Allein diese Politic hat einen

schlechten Grund. Man wehlet zwar lieber ein kleines Ubel, um dadurch ein grösseres zu vermeiden; hier aber wehlet man das gröste, um das kleinste zu heben. Und wie leicht könte der Verwegenheit und dem Müßiggang des Adels durch eine gute Policey gesteuert werden? Wer hat den Edelleuten doch die Narrheit in Kopf gesezt, daß sie nicht sowohl nützliche Unterthanen eines Staats abgeben sollen, als andre ehrliche Leute, die ohne Titel auf die Welt kommen? warum giebt man so vielen unnützen Creaturen die Freyheit, dem Staat zur Last zu leben? warum macht man den Müßiggang edel und die Arbeit verächtlich? der König thut demnach wohl, wann er wohlhabende Finanzierer und Kaufleute in den Adelstand erhebet; allein er thäte noch besser, wenn er die Finanzen und Commercien selbst adelte; dann die geadelte Kaufmanns-Söhne geben sonst sogleich die Handlung wieder auf, und werden, in Erwartung als Helden im Kriege zu dienen, herumirrende Ritter und Müßiggänger.

Franckreich ist ein Land, das vor allen Ländern in der Welt zu der Kaufmannschafft gelegen ist. Wie hoch hätte also dieser Staat über alle Reiche in der Welt sich erheben können, wenn die Regierung bisher sich mehr mit dessen wahren Wohlstand, als mit denen so Landverderblichen Kriegen beschäfftiget hätte.

Beydes Engelland und Holland würden an Schätzen und Reichthümer demselben weit nachstehen

stehen müssen; das Land könte eben so und noch viel besser angebauet und benuzet werden. Man rechne daher die Menge der Einwohner, deren geringster Auswurff allein fähig wär, die neue französische Länder und Pflanz-Städte in America zu bevölkern.

Die Seefahrten und Handelschafften würden dieses an sich vortreffliche Land so reich machen, als sie der verderbliche Krieg seit denen Universal-Anschlägen arm gemacht hat; ich sage arm, in Vergleich dessen, was es nach dem Beyspiel von Holland und Engelland seyn könte; denn in den grosen Städten und unter den vornehmsten Leuten in Franckreich ist noch ein groser Schein von Reichthum, Herrlichkeit und Pracht; allein kommt man auf das Land und in die Provinzen, so sieht es elend aus.

In der Dauphine erblicket man allenthalben die gröste Armut; man reiset von Lion bis nach Paris durch ganz Bourgogne und durch die vortrefflichste Länder, ohne daß man auf mehr als drey oder vier Städte kommt, die alle ein sehr trauriges und todtes Ansehen haben würden, wo nicht einige wohl gehaltene Geistlichen sich noch darinnen bewegten.

In und um Paris herum scheinet sich der Reichthum von Franckreich schier allein zusammen gezogen zu haben. In der ganzen Picardie von Paris bis nach Peronne, und von Peronne bis in die französischen Niederlande erbli-

cket man wenig Dörffer und noch weniger Städte. Die Armut und Dürfftigkeit schützet gleichsam von dieser Seiten dieses Königreich gegen die Einfälle seiner Feinde. Eben so betrübt sieht es in den mittlern Provinzen und in denen Gegenden der Pyrrennäischen Gebürgen aus. Die an der See gelegene Oerter und einige Handels-Pläze, als Lion, Rohan, Bourdeaux, Brest, Marseille rc. retten noch ein wenig die Ehre der französischen Handlung. Allein man findet da noch lange kein Amsterdam noch London; die französische Pfund sind von den Englischen sehr unterschieden; ohnerachtet, daß Franckreich im Stande wäre, die Sachen noch viel weiter zu treiben.

Dieser mächtige Staat, so Volck-reich er auch an einigen Orten ist, könte wenigstens doch noch 5omahl so viel Einwohner nähren, und da es eben so gros, wo nicht gröser, als das alte Egypten ist, so könte es eben so viel tausend herrliche Städte in sich schliesen, die Künste und Wissenschafften mit der Handlung auf das höchste treiben und an Einkünfften und Reichthümern alle Völker der Erden übertreffen.

Haben die Egypter ehemahls das mittelländische Meer, vermittelst des Nils, mit dem rothen Meer gesucht zusammen zu hängen und dadurch die Schiffart in die ganze Welt denen Völkern zu eröffnen, so könte dieses Franckreich mit einigen Flüssen zwischen dem mittelländischen und

abend-

abendländischen grosen Welt-Meer gleichfalls versuchen, und darinn noch glücklicher als die Egypter seyn. Ludewig der XIV. der wircklich in seinen Unternehmungen gros war, lies davon im Jahr 1664. schon eine stattliche Probe machen, und einen kostbaren Canal bey Carcassone graben; Allein, ob derselbe gleich binnen acht Jahren glücklich zu Stande kam, so fehlte es doch, ich weis nicht an was für Anstalten diesen Canal recht brauchbar zu machen.

Es kommt blos darauf an, die Abhänge und Flächen des Landes, welche sich darzu in den nechsten Gegenden zeigen, wohl zu erforschen, und davon die viele Umwege sich nicht abschrecken zu lassen; denn wo ein Land recht bewohnet und bevölkert ist, da haben die Canäle an und für sich selbst schon einen vortrefflichen Nutzen. Durch Witz und Fleiß ist in solchen Sachen viel auszurichten.

Die Holländer haben uns gelernet, wie man Canäle graben, Dämme aufwerffen und die Schleusen an rechten Orten anbringen kan. Hundert tausend müßige Leute, die zu einer so wichtigen Unternehmung gebrauchet würden, kämen durch dergleichen nützliche Beschäfftigungen gleichsam dem Staat aus dem Brod, indem sie sich solches zu des Staats Besten verdieneten. Es ist eine nöthige Staats-Regel, den Pöbel niemahls müßig zu lassen.

Die Bau-Künste und die Handlung sind unendlich besser, denselben zu beschäfftigen, als der Krieg. Durch jene blühen die Künste und Wissenschafften: Reichthum und Uberfluß bleiben im Lande; die Regenten sind gros und das Volck ist glücklich. Durch den Krieg aber werden alle Vortheile des Lebens zu nichte gemacht; wie ich solches hier kürzlich durch das Exempel von Franckreich vermeyne erwiesen zu haben.
Glückselig, wer aus eines andern Fehler lernet klug werden!

V.

Von der Gesindes-Ordnung.

Man klaget allenthalben über das böse Gesind. Ein Ubel, das so allgemein ist und so viele Leute peiniget, solte man billig suchen abzustellen. Der Freyherr von Schröder meynet, daß die Plagen, die man mit dem Gesind ausstehen müste, noch gröser seyn, als die Plagen Egypti. * Der ehrliche Mann muß sehr böses Gesinde gehabt haben. Ein anderer würde lieber dessen entbehren, als so vielen Leiden sich aussetzen. Er meynte, daß ohne grose Unruh kein Mittel zu finden sey, diesem Ubel zu begegnen, weil das Gesinde voraus wüste, daß man sich mit ihnen in keinen Rechts-Handel einzulassen pflegte.

* Siehe dessen Fürstl. Rent-Cammer C 28.

pflegte. Es wisse, daß es leichter sey, zu stehlen, als dessen überwiesen zu werden, weil man zu dergleichen Verrichtungen keine Zeugen nimt.

Dieser Sache ist demnach schwer zu rathen. Wir haben Policey- und Gesindes-Ordnungen in der Menge; allein man lieset solche kaum, vielweniger ist man bemühet, darüber zu halten; obgleich diejenige, so der Sache am besten durch Ernst und Strafe abhelffen könten, eben wohl von den Unordnungen des Gesindes leiden müssen.

Es ist nicht zu läugnen, daß diejenige, die das meiste Gesind halten, guten Theils an dem Verderben desselben mit Schuld haben. Entweder sie sind zu nachläßig, solches in guter Zucht und Ordnung zu halten; oder sie tractiren solches allzuwild und unbarmherzig. Beydes ist schädlich.

Wir haben insgemein allzuwenig Menschen-Liebe für das arme Gesind: Unser strafbarer Hochmut betrachtet diese Creaturen, als wären sie ihrem Werth nach so weit als im Glück und Stand von uns unterschieden. Wir dencken nicht, daß sie als Menschen und als Christen mit uns gleiche Rechte haben, und daß wir deswegen verbunden sind, ihnen ihren Dienst so erträglich zu machen, als es unsre Umstände leiden. Die Liebe des Nechsten erstrecket sich sowohl auf sie, als auf andre unsers gleichen.

Wir erwegen nicht, daß die Beleidigungen gegen sie eben so viel, ja noch mehr zu bedeuten haben, als die Beleidigungen gegen andre Menschen, die sich wider Unrecht und Gewalt schützen und verthaidigen können.

Ich habe nie der Tyranney das Wort reden können. Ein jeder, der sein Gesind hart und übel hält, ist ein Tyrann im Kleinen, und würde auch ein Tyrann im Grosen seyn, wann er darzu die Macht hätte, und Land und Leute zu regieren hätte.

Es giebt so wilde Naturen unter den Menschen, die, wann sie keine Dienst-Boten unter sich haben, welche sie quälen und peinigen können, sich an dem armen Vieh versündigen und ihre Grausamkeit gegen dasselbe auslassen. Wie mancher unterhält nur einen Hund, um ein Geschöpfe unter sich zu haben, das sich vor ihm schmiegen und biegen muß, und welches er mit stolzer Lust prügeln und mit Füsen tretten kan.

Wie viele barbarische Herren kennet man nicht, die auf ihre Dienst-Boten, wann sie das geringste versehen, tausend Flüche und Scheltworte ausstürzen, wo sie nicht gar in ihrem Grimm mit Schlägen über sie herfallen? Zumahl wenn ihnen der Kopf nicht recht gestellet ist, und sie sonst nicht wissen, wie sie ihren Unmuth auslassen sollen.

Ich kante vor diesem einen verdorbenen Edelmann,

mann, dem seine Schuldleute kaum noch so viel übrig gelassen hatten, daß er einen armen Jungen in seiner Hochadelichen Liberey unterhalten konte. Mit diesem sprach er nicht anders, als: Du Hund, du Teuffel; ich will dir den Hals brechen, u. s. w. Sagte der Bube nur ein Wort, so tratt er ihm, als ein Besessener, mit dem Fus in die Wampen, oder kriegte ihn bey der Gurgel zu fassen, als ob er ihn erdrosseln wolte. Dieser wuste sich dargegen an seinem Herrn mit nichts anders zu rächen, als daß er einem elenden ausgezehrten Gaul, den sein Herr noch zu seinen ritterlichen Visiten, in der Nachbarschafft herum zu schmausen, unterhielt, eben ein solches Tractament wiederfahren lies. So tief sitzet die Grausamkeit und das Verderben in der menschlichen Seele. *

Durch bürgerliche Strafen lässet sich hier nichts ausrichten; dann wo kein Kläger ist, da ist kein Richter; wie will man aber über alle Verbrechen und Unordnungen, die in denen Haushaltungen vorkommen, gerichtliche Klagen führen? Wo wolte man die Richter und Obrigkeiten darzu hernehmen?

* Von den Pflichten, welche Herrn und Frauen gegen ihr Gesinde zu beobachten schuldig sind, schreibet der Herr Geh. Rath von Wolff, wie allenthalben sehr gründlich. Siehe dessen vernünfftige Gedancken von dem Gesellschafftlichen Leben der Menschen insonderheit in dem gemeinen Wesen das IV. Cap.

Hier wär also überhaupt eine gute Sitten-Ordnung vonnöthen, zu deren Handhabung gewisse Policey-Meister in denen verschiedenen Quartieren einer Stadt, oder Landes-Gegend müsten bestellet werden. Wie solches vormahls in dem alten Rom gebräuchlich war.

Die Geistlichen könten hierbey mit das beste thun: sie haben allzuwenig Nutzen in dem gemeinen Wesen, wann sie sich nur in geschickten Canzel-Reden und gelehrten Streit-Fragen üben; das gemeine Volk wird selten dadurch erbauet, sondern auf dem seichten Grund einer vermeynten Recht-Gläubigkeit, seinen Thorheiten und Lastern überlassen.

Es wär demnach zu wünschen, daß die Geistlichen die ihnen anvertraute Gemeinen in ihrem häuslichen Thun und Wandel besser kennen lernten, sie nach Beschaffenheit der Umstände fleißig heimsuchten, und sowohl Herren und Frauen, als das Gesinde zur Beobachtung ihrer wechselsweisen Schuldigkeit und Pflichten andringlichst ermahneten. Denn so will es die Religion haben. O wie viel Guts könte dieselbe allein zuwegen bringen!

Unter das Policey-Amt, dem ein Sitten-Richter oder Censor, wie ihn die Römer nanten, vorstehen müste, gehörten sowohl die Geistlichen als auch die Obrigkeitliche Aemter selbst. Denn wo diejenige, die andere zum Guten anweisen, oder ihre Richter seyn sollen, selbst ver-

verwerffliche Sitten haben und böse Exempel geben, da können wir uns nichts Gutes von allen unsern Verfassungen versprechen, wann sie auch noch so klug ausgedacht wären.

Man müste deswegen hier, ohne Ansehen der Person, durchdringen, und dem Policey-Amt die Hände ungebunden lassen, sowohl die Klagen gegen einen Cato, * der selbst Sitten-Richter war, anzustellen, als einen Manlius wegen einer unanständigen That aus dem Rath zu stosen. ** Dann es ist ungleich mehr daran gelegen, daß das gemeine Wesen in Ordnung, als daß einer, der nichts taugt, in seinem Amt bleibet. So lange die Römer auf diese Policey-Ordnung hielten, waren sie die gröste und vortrefflichste Völker in der Welt.

Wie nun dieses Policey-Amt mit der Erhaltung guter Sitten sich beschäfftigen müste; also gehöret dahin auch die Gesindes-Ordnung. Diese müste hauptsächlich damit umgehen, denen

* Cato wurde von seinen Feinden über 50. mahl, verschiedener Verbrechen halber, angeklaget; Allein weil er sich derselben keines bewußt war, so ernante er selbst seine Feinde über ihn zum Richter und unterwarff sich der härtesten Strafe, wo man mit Grund etwas auf ihn bringen würde. v. Plutarch. in Catone.

** Plutarchus in dem Leben des Cato sagt von diesem edlen Römer, er habe nur seiner Frauen in Gegenwart seiner Tochter einen Kuß gegeben.

nen dißfalls überhand genommenen vielfältigen und zum Theil Grund-verderblichen Unordnungen und Mißbräuchen Einhalt zu thun; mithin in dem häuslichen Leben, Ruhe und Ordnung und gute Sitten bestmöglichst zu erhalten. Ich wag es, mich darüber noch näher heraus zu lassen.

I.

Erstlich solte man in allen Quartieren einer Stadt, oder Landes-Gegend, unter Aufsicht des Policey-Amts, gewisse Policey-Meister und Commissarien bestellen, welche überhaupt auf eines jeden Betragen und Aufführung genaue Obsicht haben müssen. Insonderheit aber solten alle Dienstboten, wann sie in Diensten treten, gehalten seyn, bey ihnen sich einschreiben zu lassen; wobey zugleich der Nahme derjenigen, welche sie in Dienste nehmen, die Zeit, auf welche sie sich verdingen und der Lohn, den sie zu empfangen haben, müste aufgezeichnet werden. Durch diese Vorsichtigkeit könte schon manche Klagen und Irrungen vorgebogen werden.

Hätte das Gesind seine Zeit ausgehalten, so bekäm es darüber einen Schein von dem Commissario oder Policey-Meister, um sein Glück auch anderwärts zu versuchen. Für sothane Bemühung, wie auch für das Einschreiben wäre demselben ein geringes Geld zu entrichten, welches in der Menge doch so viel auswerffen dürffte, daß es eine kleine Besoldung ausmachen solte.

Das Amt dieses Policey-Meisters müste hauptsächlich darin bestehen, alles Gezäncke und Unwesen in seinem Quartier durch seine Gegenwart zu schlichten, die Leute überhaupt und das Gesinde insbesondere zur Beobachtung ihrer Pflichten anzuhalten; mithin allen Unordnungen, Misbräuchen und Leichtfertigkeiten, so viel nur immer möglich, zu wehren. Grobe Verbrechen aber müsten dem Policey-Richter selbst zur gerichtlichen Strafe übergeben werden.

Hierbey wäre auch der Mutwillen, der Frevel, die Untreu, der Diebstahl, die Verläumdung und dergleichen grobe Laster, mit aller Schärffe, andern zum Exempel und Abscheu, nachdrücklichst zu ahnden; dann wo keine Strafen sind, da bedeuten auch die Gesetze nichts.

II.

Es pflegen auch die gröste Unordnungen bey dem Gesind daraus zu entstehen, daß sie unter sich selbst bisher sich erkühnet, Gesetze und Gebräuche einzuführen, und ihren Herren und Frauen vorzuschreiben, wie man sie halten müsse, welche Arbeit sich für sie schicket oder nicht; welche Tage ihnen zu ihrem Besuch und Spatziergang gehörten; was ihnen für Geschencke, für Kleider, für Trauer, für Braut-Gaben, und dergleichen gebüreten, u. s. w.

Alle diese eigenwillige von dem Gesinde unter sich selbst errichtete Gesetze und selbst herrschige Ma-

Manieren, die Leute, wo sie dienen, zu kräncken und zum besten zu haben; müsten nicht allein ganz abgestellet, sondern es müsten auch diejenige, die solche Mißbräuche zu behaupten und einzuführen sich unterfangen, nachdrücklich bestrafet werden.

Die Arbeit, die man dem Gesinde auftrüge, müste überhaupt von demselben gern und willig, ohne Murren und ohne Ausnahme, das dieses oder jenes nicht ihre Arbeit sey, unternommen und verrichtet werden; Es sey dann, daß man die Sache übertreibe, und einem Dienstboten mehr zumuthen wolte, als seine Kräffte zuliesen; Hievon aber ist die Frage nicht. Es verstehet sich ohnedem, daß man sein Gesind nicht tyrannisch halten, und über Vermögen strapaziren muß.

Die ganze Sache beruhet hier blos auf einem närrischen Hoffart, daß das Gesinde sich gewisse Arbeit, als unanständig, schämet, dergestalten, daß man schier einer jeden Magd wieder eine Magd, und einem jeden Diener wieder einen Diener oder Hunds-Jungen halten muß, welche ihren Dienst im schleppen, tragen, putzen, säubern, auslauffen und dergleichen versehen müssen. An statt der Dienstboten, deren man vonnöthen hat, bekommt man also Herren und Jungfern ins Haus; und es thäte zuweilen nöthig, daß man dem Lumpengesinde selbst aufwartete.

III. Diese

III.

Diese Unordnungen rühren hauptsächlich daher, daß so viele Leute ihr Gesinde selbst verwöhnen, ihnen alle Freyheit und allen Muthwillen verstatten, auch sie dabey über die Gebühr halten und beschencken; dergestalt, daß solches andern ehrlichen Leuten in ihren Haußhaltungen, wo dergleichen Misbräuche nicht statt finden, von Seiten des Gesindes immer vorgeworffen wird, und dieses seinen Dienst mit Verdruß versiehet, ja wohl gar dem Herrn oder der Frauen auftrotzet und sich, wann es eine andre Gelegenheit weis, mit einem guten Gepäcke heimlich davon macht, oder doch wenigstens mit Unwillen aus dem Hause kommt.

Insonderheit übertreibet hier die Narrheit, sich sehen zu lassen, die Sachen so weit, daß es schwer hält, noch ein gutes Gesind zu bekommen. Man rühmet die Freygebigkeit eines Reichen; Allein, wie viel sind der Reichen, wenn man die Windmacher davon absondert? Es wär demnach billig und nöthig, dißfalls eine Ordnung zu machen, vermög deren niemand frey stehen müste, sein Gesind über die Gebühr zu halten, ihm mehr Freyheit und Ansehen zu gestatten, als sich geziemet, vielweniger dasselbe bey Sterb-Fällen mit unmäßiger Trauer heraus zu kleiden, oder bey Bräutereyen mit ungewöhnlichen Gaben zu beschencken. Alle diese

und dergleichen Misbräuche ziehen nichts als böse Folgen für andere Haushaltungen nach sich. Wobey ein Prahler zehen ehrliche Leute kan zu Schanden machen.

Man dürffte hierwieder einwenden, daß man gleichwohl niemand verbieten könte, mit seinem Geld und Gut nach eignem Willkühr zu schalten und zu walten; Allein diese Freyheit hat ihre Gräntzen: Ein jeder ist verbunden, seine Handlungen so einzurichten, daß dem gemeinen Wesen dadurch kein Schaden zuwachse. Dem Staat ist daran gelegen, daß ein jeder seines Gutes vernünfftig gebrauche, und daß durch sein Betragen keine Unordnungen und Misbräuche veranlasset werden. Ein Thor kan seinen Knecht zum Stallmeister und seine Magd zur Haus-Jungfer oder Beyschläferin machen, und sie also über den Stand des Gesindes erheben. So lang aber der Knecht ein Knecht, und die Magd eine Magd bleibet, müssen beyde als Gesinde gehalten werden.

IV.

Weil es auch eine der gröbsten Ungerechtigkeiten von der Welt ist, wann einer dem andern sein Gesind, es sey auf welche Art es wolle, sucht abspänstig zu machen und in seine eigne Dienste zu bringen; so müste man dergleichen Frevel, nach Masgebung der Umstände, mit aller Schärffe ahnden.

Nichts

Nichts in der Welt macht die Dienstboten trotziger und leichtfertiger, als wann sie sehen, daß man ihnen nachstrebet, sie an sich locket und durch allerhand Versprechungen sie reitzet, aus ihrem Dienst zu tretten. Sie bekommen dadurch eine solche Meynung von ihrem Werth und von ihrer eignen Vortrefflichkeit, daß sie nicht mehr im Zaum zu halten sind. Sie erlauben sich allen Muthwillen, alle Räncke und alle Bosheit. Sie dencken, sie bekämen doch einen Herrn, wenn sie gleich keinen Abschied und kein Zeugnis aufzuweisen haben, daß sie treu und ehrlich gedienet hätten; sie lauffen deswegen aus ihrem Dienst, so bald sie einen solchen Herrn finden, der sich um die Gerechtigkeit und um die zehen Gebote nichts bekümmert.

Dadurch wird alle Ordnung und aller Ruhestand im häuslichen Leben unterbrochen: Es ist auch eine Art eines ordentlichen und sehr groben Diebstals, wann ein Mitbürger dem andern einen Dienstboten entziehet, der ihm in seiner Handthierung und Nahrung ist nützlich gewesen. Ja es entstehen durch dergleichen Gesinds-Raubereyen, insonderheit bey Leuten vom Rang, offtmahls sehr blutige Händel, grausame Verläumdungen und unversöhnliche Feindschafften, also, daß dadurch die vornehmste Pflichten des bürgerlichen Lebens verletzet werden.

Allein diese Betrachtungen, so natürlich sie auch einem ehrlichen Mann zu Gemüthe dringen, rühren nichts destoweniger gewisse vom Hoch-

müths-

muths-Wind aufgeblasene Groshansen nicht, welche besorgt sind, dadurch ihren Rang etwas zu vergeben, wenn sie sich der gemeinen Ordnung unterwerffen. Sie kommen auch nicht ehender zur Erkäntnüs, als bis sie eine gute Policey, durch gebührende Strafe, des Rechts und der Billigkeit erinnert.

Diesem Ubel vorzubauen, wäre billig, die Verfügung zu thun, daß keiner berechtiget seyn solte, ein Gesinde aus einem andern Hause anzunehmen, welches nicht von dem Policey-Meister desselben Quartiers, worinnen es gedienet, einen Schein seines Wohlverhaltens aufzuweisen hätte; denn dadurch würde nicht allein dasselbe zur Beobachtung seiner Schuldigkeit desto genauer angehalten, sondern es würde auch dadurch allem obigen Unwesen mit einmahl vorgebogen werden.

V.

Es ist ferner eine schädlich eingerissene Gewohnheit, daß man heut zu Tage in grosen Städten so viele Liberey-Diener zu halten pflegt; dergestalt, daß sie bald ein eignes Collegium ausmachen, die allgemeine Ruh und Ordnung in den Haushaltungen zu stöhren. Weder der Adel, noch die Gelehrten, noch die reiche Handels-Leute bedienten sich vormahls solcher unnützen und müßigen Creaturen.

Es muß uns allerdings lächerlich vorkommen,

kommen, wenn wir als galante Leute unsere Augen bis auf jene altväterische Zeiten zurückschlagen. Man sah damals weder Staats-Kutschen noch Libereyen: Unsere vornehme Leute giengen zu Fus, nichts hinten, nichts vornen; sie meldeten sich selber an, wo sie hinkamen: man wuste nichts von Herrschafften und Gnaden, diese Titel waren für die Fürsten. Es hies Herr und Frau, Knecht und Magd.

Reiche Kaufleute hatten junge Leute zu ihrer Aufwartung, die zugleich bey ihnen die Handlung lernten. Der Gelehrte hielt sich einen Schreiber, wenn ihm solche seine Geschäffte auswarffen; er lies aber solchen weder vor noch hinter sich hertretten. Des Edelmanns Knecht fütterte die Pferde, und hatte nur dieses einzige unanständige, daß er nach dem Stall roch, wenn er etwa den Gästen ein Glas Wein einschenckte. Die Obrigkeitliche Personen begnügten sich bey Gelegenheit mit denen ihnen zur Aufwartung bestimmten Stadt-Dienern.

Man wuste nichts von denen bundscheckigten Haus-Pengeln, die man in allerhand Farben kleidet, oder welche durch ihre geschlungene Achsel-Bänder die ganze Blasonirung in der Heraldic vorstellen. Zucht, Ehre, Fleis und Ordnung herrschte bey einem so ruhigen Leben in den Häusern unsrer Bürger. Man machte aus der Gesindes-Stube kein Treib-Haus der Begierden, da man müßige Gesellen und üppige Mägde zusammen setzet, bis sie Junge brühen. Vormals hatte ein jeder Dienstbote seine Ver-

richtungen: Heut zu Tage aber haben die Lackayen selten viel mehr zu thun, als daß sie den Mägden die lange Weile verkürtzen. Denn mancher Herr hat kaum für einen Dienstboten Arbeit, und hält ihrer gleichwohl zwey, drey bis vier. Was soll, was kan das müßige Gesindel hier anders thun, als Schelmerey und Muthwillen treiben? Das schlimmste ist, daß ohneracht das Lackayen-Volk insgemein kein Handwerck verstehet, doch sich beweibet und Kinder zeuget, woraus nichts als Bettler und Verzehrer der milden Stifftungen kommen.

Allein, wird mancher sagen, Leute, die von vornehmen Stande sind, müssen doch gleichwohl etwas voraus haben: wie könte man sie sonst von dem gemeinen Mann unterscheiden? Woran soll man die Vortrefflichkeit ihres Adels, die Hoheit ihrer Würde und den Werth ihres Geldes erkennen? Es ist wahr, es muß hier ein Unterschied seyn. Was hätte man sonst von dem Glück, daß man Wohlgeboren, wohlbetitelt, und wohlbemittelt wär, wenn man nicht auch dabey sich ein wenig Ansehen geben solte?

Ich habe überaus viel Nachsicht für die menschliche Schwachheiten. Ich weiß, daß einem das närrische Ding, welches man fälschlich die Ehre nennet, allzunahe gehet. Ich weiß, daß die Philosophie, welche sich durch die Windmacherey nicht mehr aufblasen lässet, insgemein nur für eine Wissenschafft gewisser Grillenfänger und störrischer Leute gehalten wird, die öffters aus blosem Geitz, wie man dessen den Cato beschuldiget,

nicht

nicht leiden wollen, daß man etwas auf den Putz und Pracht verwendet.

Lasset uns die Thorheiten der Welt so scharff nicht richten; Lasset uns denen Reichen schöne Kleider, schönen Hausrat, schöne Raritäten, schöne Kunst-Stücke, Schildereyen, Bücher, Gärten, Palläste, Kutsch und Pferde und dabey alle Bequemlichkeiten, alle geziemende Lust, alle Lecker-Bissen und die beste Weine gönnen. Lasset uns ihren sechszehn Ahnen, noch sechszehn hinzusetzen und sie mit ihren Titeln, Würden und Wappen prangen. Alles dieses zusammen wird im gemeinen Wesen nicht so viel Unheil und Verwirrung nach sich ziehen, als die einzige bisher eingerissene Mode Liberey-Diener und müßiges Gesind, zum blosen Pracht zu halten. Ich bin gewiß, wo man alle diejenige, welche ihr Hauswesen damit beschweren, auf ihr Gewissen fragen solte, ob ihnen solches nicht sehr viel Last und Verdruß verursacht? sie solches ohne Anstand bejahen würden.

Man erzehlet, daß vor 50. Jahren die vornehmste und ansehnlichste Männer in Venedig, Amsterdam und in andern grosen Handels-Plätzen, wann sie einen guten Freund zu Gaste gebetten, selbst auf dem Fischmarck spatziret wären und der Frauen einen schönen Fisch unter ihrem Mantel mit nach Haus gebracht hätten; wie etwan ein Land-Juncker von der Jagd mit stolzer Einbildung einen Hasen, den er geschossen, auf seinem Rücken trägt. Glückselige Einfalt! wie ruhig lebten damahls die Menschen?

VI.

Weil aber verschiedene Fälle und Umstände sich ereignen, wobey vornehme und begüterte Leute Diener und Aufwärter vonnöthen haben, so könte man in einer grosen Stadt gewisse Lehen-Diener bestellen, und solche von dem Policey-Amt in Eyd und Pflichten nehmen lassen, dieser könte man sich Tag-weise, um einen gewissen bestimmten Lohn, bey allerhand Vorfällen, wo man einer Aufwartung nöthig hätte, bedienen. Zu mehrer Sicherheit, daß man ihnen etwas anvertrauen könte, wär ein jeder von ihnen anzuhalten, wenigstens ein hundert Gulden, als eine Verbürgung, bey dem Policey-Amt nieder zu legen; welches Geld sie jedoch mit einer jährlichen Zinse zu geniesen hätten, auch nach ihrem Tod ihrem Erben wieder zu theil werden müste.

So waren vormals in Berlin vier und zwanzig dergleichen Lehen-Laquayen bestellet, welche alle in blauen Tuch, sauber gekleidet giengen, und einer vor den andern hafften und stehen muste: diese Leute wußten sowohl bey Hof als in der Stadt einem Fremden alle nöthige Anweisung zu geben, und wurden des Tags mit acht guten Groschen vergnügt. Zwischen der Zeit pflegten sie ihres Thuns und ihrer Handthierung.

So hatte man auch sonst an andern Orten die sogenante Aufwärter, deren man sich bey Leichen-Begängnüssen, Hochzeiten, Gastmalen

len und dergleichen bediente; diese Leute wusten die Anstalten darzu zu machen, und halffen alles gegen ein geringes Geld, das man ihnen reichte, mit besorgen.

Die Haußhaltungen blieben dabey in ihrer Ordnung: die Herren und Frauen hatten weiter keinen Verdruß mit dem unnöthigen Gesind. Die Mägde wurden in der Zucht und Keuschheit gehalten, und wo ja in etwas ein Mangel sich erzeigte, so war es an Huren. Man spürte aber diesen Mangel kaum, weil die ehrliche Weiber ihre Kinder selbst tränckten.

Es wär demnach ohnstreitig eine sehr gute und löbliche Ordnung, wo man auf vorerwehnte Art beeydigte Lehen-Diener und Aufwärter in grosen Städten bestellte. Es müste aber denenselben mit nichten frey stehen, nach eignem Gutdüncken, blos um ihres Nutzens willen, allerhand Misbräuche einzuführen und sich gleichsam zu Gesetz-Gebern des öffentlichen Wohlstandes aufwerffen, wie solches bisher gewisse Weiber und Aufwärterinnen gethan, welche darzu der Einfalt einiger albernen hochmüthigen Leute misbrauchten, und ihr Exempel hernach andern zur Nachahmung vorlegten, da hies es: es sey so der Gebrauch: derselbe mag sich nun mit unsern Umständen und mit der Vernunfft reimen oder nicht; So bald der Macht-Spruch: **Was werden die Leute sagen?** den Zweiffel entscheidet, so muß die Vernunfft mit allen Umständen schweigen.

VII.

Solte man billig in einer christlichen Republic mehr darauf sehen, daß von Seiten der Haus-Väter und Haus-Mütter auch dem Gesinde kein böses Exempel gegeben würde; sondern daß solches vielmehr durch sie zu einem gottseligen, frommen und ehrbaren Lebens-Wandel mögte angehalten werden.

Allein diese Sorgfalt scheinet uns zu weitläufftig. Wann das Gesinde nur sonst zu unsern hochmüthigen oder eigennützigen Absichten sich gebrauchen lässet, so mag es im übrigen beschaffen seyn, wie es will.

Ich will nicht sagen, daß diejenige sich gleichsam der Herrschafft und dem Gutdüncken eines boshafften Gesindes völlig unterwerffen, die mit ihnen in schändlicher Vertraulichkeit leben, und sich ihrer zu allerhand unerlaubten und leichtfertigen Händeln bedienen; dergestalt, daß öffters solche ihr Stillschweigen nicht allein mit viel Geld und Geschencken erkauffen, sondern ihnen dabey auch allen Frevel und Muthwillen frey verstatten müssen; aus Furcht, wiedrigenfalls von ihnen verrathen zu werden.

Dieses ist ein über die massen wichtiger Umstand, wodurch das Gesind auf eine ungemeine Art verhallsstarriget und zu allen ersinnlichen Bosheiten verleitet wird. Man kan zwar dargegen einwerffen, das Gesind käme nicht leicht mit Un-

Unwillen aus einem Haus, daß es nicht böses von denen Leuten, bey denen es gedienet hat, reden solte; vernünfftige Leute aber stelleten dergleichen Verläumdungen und Lästerungen keinen Glauben bey; Allein, es ist ein groser Unterscheid unter Wahrheiten und Lügen; Es ist kein sicherer Mittel, einem bösen Gerüchte zu entgehen, als nichts Böses thun; die Lügen hafften nicht auf der Unschuld; die Ehre eines rechtschaffenen Mannes beruhet nicht auf dem leichtsinnigen Geschwätz eines boshafften Gesindes, sondern auf dem Zusammenhang seines ganzen Lebens. Man wird den für keinen Lügner schelten, den man nie keine Unwahrheit hat vorbringen hören. Man wird nie keinen für einen Betrüger halten, der nie betrogen hat; und so wird auch ein ehrbares Weibsbild nie in dem Verdacht einer schändlichen Bulerey kommen, wann sie auch sogar den Schein der Frechheit vermeidet.

Eine ganz andre Beschaffenheit aber hat es mit solchen bösen Nachreden, zu welchen die Aufführung der Beschuldigten Anlaß giebet. Wenn man sich nun darbey auch eines leichtfertigen Gesindes bedienet, dasselbe zu seinen Räncken und Betrügereyen, oder zu verbotener Liebe und schändlichen Wohllüsten gebrauchet; da muß man freylich das Gesind den Meister spielen lassen und schweigen, damit es nicht rede *

* Juvenalis hat dieses wohl ausgedruckt:

Vivendum

IIX.

Man hält das Gesind um der Arbeit und Aufwartung halben, dafür dinget man solches und giebt ihm Kost und Lohn. Wo diese Dienstleistung aufhöret, da höret auch das Gesind auf Gesind zu seyn. Erkrancket dasselbe und wird bettlägerig; so kan es nicht mehr dienen; die natürliche Verbindlichkeit zwischen Herrn und Diener, zwischen Frau und Magd ist dadurch aufgehoben.

Weil nun die meiste Haushaltungen so eingerichtet sind, daß sie kein kranckes Gesind besonders legen können, zumahlen wo Kinder und mehr Gesind sich befinden, auch die meiste Kranckheiten des Gesindes von ihrer Unordnung, Unfläterey und Unzucht herrühren, und deswegen nicht selten ansteckend, oder doch über die massen eckelhafft sind, und dabey viel Wartung, Verpflegung und Unkosten erfordern, mithin dadurch sowohl die Ruh und Ordnung, als häusliche Nahrung gestöret wird; so hat man in Erwegung aller dieser Umstände, wie auch aus Mitleiden und christlicher Liebe, die Hospitäler eingeführet, und dieselbige mit solchen Anstalten versehen, daß alle und jede Arme, Elende, Krancke und Nothleidende darinnen gute Verpflegung und taugliche Arzney-Mittel finden.

Seit

Vivendum recte, cum tunc his,
Praecipue causis, ut linguas mancipiorum
Contemnas: nam lingua mali pars pessima servi.
Sect. IX. v. 115.

Seit dem aber unser Gesind und unsre Dienst-Boten nicht mehr Knechte und Mägde heissen wollen, sondern aus einer wunderbaren Narrheit eben so hoffärtig als arm sind, so wollen sie auch nicht mehr, wann sie erkrancken, in die Spitäler sich bringen lassen, sondern bleiben, weil sie solches ihren Ehren und Würden für nachtheilig halten, denen Leuten, bey denen sie dienen, über dem Halse: ja sie trotzen wohl gar, weil sie in ihren Diensten wären kranck worden, so müste man sie auch verpflegen und ihnen wieder zu ihrer Gesundheit verhelffen lassen.

Allein auf diese Bedingung wird sich wohl niemand gefallen lassen, Gesind zu halten. Denn die Unordnungen desselben sind so gros und so mancherley, daß man sich auf diese Art entschliesen müste, ein beständiges Spital im Hause zu haben. Es ist also nöthig, hier auf gute Anstalten und Ordnungen zu halten.

Wir wollen aber mit nichten die mitleidige Regungen der christlichen Liebe und der Grosmut dabey beschräncken. Gute Werke zu thun, ist einem jeden, der darzu die Mittel hat, nicht allein erlaubt, sondern auch rühmlich.

IX.

Eben so unverschämt ist es von Seiten der Dienstboten, wenn sie viel Zuspruch von den ihrigen annehmen, solche ohne Erlaubnüs mit sich essen und bey sich schlafen lassen; wodurch

ebenmäßig grosse Unordnungen und Irrungen in regulirten Haushaltungen entstehen.

Alle diese Beyläuffer, Austräger, Geschwister, Landsleute, Betbrüder und dergleichen stöhren nicht allein das wirkliche Gesind in seiner ihm obliegenden Arbeit, sondern zehren auch auf Kosten der Leute, die das Gesind halten. Unsere Wohnungen werden gleichsam dadurch zu einer gemeinen Bettler-Herberg. Man ist unfrey in seinem eignen Hause, und scheuet sich, darinnen auf und ab zu gehen, wenn einem solche fremde Gesichter aufstosen. Was wird sich die Freyheit des Gesindes nicht noch erlauben, wenn man derselben keine Schrancken setzet?

Eine andre Bewandnüs hat es bey vornehmen Herrschafften, wo man insgemein auf ein paar Fremde, die von ungefär kommen, mit zuzurichten pfleget; allein in bürgerlichen Haushaltungen hält man nicht offene Tafel. Das Gast-Recht ist seit deme, als die Menschen nichts mehr gemein haben, und jeder von seiner Arbeit sich nähren muß, ausser Ubung kommen. Für die Reisende sind die öffentliche Herbergen und Wirths-Häuser, für die Armen aber die milde Stifftungen eingeführet worden, damit ein jeder in seinem Hause sein Gewerb und seine Nahrungs-Geschäffte ungehindert treiben mögte.

Zeit und Sitten haben sich dißfalls geändert und die Müßiggänger, die öffters unter dem Schein einer falschen Andacht, ihre faule Glieder so gern unter fremden Tischen strecken, wären

ren allerdings mit besserem Fug und Recht zur Arbeit anzuweisen. Die Religion solte dadurch gar nichts verlieren, wenn man diesen heiligen Tagdieben und Betbrüdern ihr ungeziemendes Handwerck legen und das Geld an wircklich Arme und Nothleidende zu verwenden, die christliche Anweisung thun würde.

X.

Wollen wir aber gute Zucht und Ordnung in gemeinen Wesen erhalten, so ist vor alien Dingen nöthig, daß man darinnen kein müßiges Gesindel dulde. Dieses ist die Quelle, woraus unendlich viel Unheil herfliesset. Die alten Egypter hatten ein Gesetz, daß alle und jede Einwohner einer Stadt sich bey der Obrigkeit daselbst einschreiben lassen und dabey anzeigen musten, was sie für eine Handthierung trieben; indem sie vernünfftig dafür hielten, daß ein Mensch, der sich nicht ehrlich ernähren könte, sondern dem Müßiggang sich ergäbe, nothwendig Unordnung und Böses stifften müste: sie bestraften deswegen solche Müßiggänger auf das nachdrücklichste, und suchten solche aller Orten sorgfältigst auszurotten.

Hielte man auch bey uns auf eine so weise Verfassung, so würde dadurch vielen Unheil vorgebogen und das gemeine Wesen nicht mit so viel Bettler und Lumpen-Gesinde beschweret werden. Die Noth würde diejenige, die keine Mittel haben, zur Arbeit oder zum dienen anweisen. Die gute Dienstboten würden nicht

mehr

mehr so rar und die Klagen über das böse Gesind nicht mehr so allgemein seyn. Man würde die schändliche Huren-Winckel und Diebs-Wirthe, wo sich das Herren-lose und nichtswürdige Gesindel aufzuhalten pfleget, mit einmahl ausrotten; und weder Spieler, noch Unterhändler, noch Kupler, noch Strasen-Bettler, noch Beyläuffer und dergleichen dulden, mithin dadurch dem so schädlichen Anwachs des müßigen Gesindels ernstlich vorbeugen.

Es dürffte zwar mancher dargegen einwerffen, dieses müßige Gesindel sey gleichwohl in Noth-Fällen am besten zu gebrauchen, wo man hurtig ein Kriegs-Heer auf die Beine stellen müste. Es ist wahr, solches findet sich am ersten bey der Drommel ein, wenn man Soldaten wirbt. Allein, wehe dem Land, das seine Sicherheit durch ein solches Volk wahrnehmen muß. Diese Leute, die keiner Zucht, keiner Ordnung und keiner Arbeit gewohnt sind, gehen bey dem ersten Feuer durch, wenn sie nicht Truppen-weis schon vorher ausreissen und davon lauffen. Seit dem man alles leichtfertige und liederliche Lumpen-Gesindel zu Soldaten macht und aus allen Schand-Winckeln zusammen raffet; seitdem muß man sich auch nicht wundern, daß man mit demselben gegen seine Feinde mit Schanden bestehet.

Es ist demnach hohe Zeit, unsere Policey-Ordnungen zu verbessern und denen noch immer mehr und mehr einreissenden Mißbräuchen, auch in Ansehung des Gesindes, mit Nachdruck

Einhalt zu thun. Wo wir dißfalls nicht bald eine Ordnung machen, so wird es uns unfehlbar selbst eine vorlegen.

Was sag ich? sie ist schon wirklich da, man dürffte sie nur drucken lassen, um männiglich bekant zu werden. Ein Liberey-Diener sagt uns frey unter die Augen, was Lackayen-Arbeit sey, und wie es sich gebühret, ihn zu halten. Er weis seine Gänge abzuzirckeln, seine Dienste zu beschräncken, Trinck-Gelder, Kost und Kleidung zu bestimmen, auszugehen und wieder zu kommen, wie es ihm beliebt, seine Lands-Leute zu beherbergen, mit ihnen die Wirths- und Spiel-Häuser zu besuchen, darzu seinen Lohn im voraus aufzunehmen; die Gelder, die er auszugeben hat, zu zehenden, hunderterley Kleinigkeiten wegzucapern und in Münze zu verwandeln, bey allen Handlungen, wann er Verkäuffer, oder Juden ins Haus bringet, seine Provision sich auszudingen, für andere Leute zu arbeiten. u. s. w.

Diese Meister-Lackayen wissen besser zu leben, als ihre Herren; sie unterrichten sie deswegen, was sittlich, manierlich und gebräuchlich ist. Sie sind die Rechts-Gelehrten im Hause, und entscheiden alles nach ihren eignen Grund-Regeln. Ihre Herren müssen froh seyn, wenn solche raffinirte Schurcken sich noch so weit demüthigen, ihm den Schlag an der Kutschen aufzumachen, hinten aufzusteigen oder hinter ihm herzutretten und einige Bottschafften zu verrichten.

Die Mägde oder die Dienst-Jungfern, wie

sie heissen wollen, machen es der Frauen noch bunder: sie empfangen und geben Visitten: sie haben ihre Zuträgerinnen, Beyläufferinnen, Wäscherinnen, Aufwärterinnen, Kuplerinnen, Landsmänninnen, und ich weis nicht, was all noch mehr für Lumpen-Gesind an sich, das sie durch ihre Freygebigkeit, zur Bestrafung des Geitzes ihrer Frauen, unterhalten.

Wie lange wollen wir einer so schädlichen Kurzweil noch zusehen? Wie lange wollen wir noch die Haushaltungen unserer Nachbaren tadeln, ohne unsre eigne zu verbessern? Wer wird sich mit solchen Kleinigkeiten abgeben? wird mancher sagen: Diese Dinge sind allzuniederträchtig für einen vornehmen Mann. Allein, Kleinigkeiten, wie ihr wollet. Alles, was zur Erhaltung der gemeinen Ruhe und Ordnung dienet, ist die würdigste Beschäfftigung eines ehrlichen Mannes und eines wahren Patriotens.

Moses / Lycurgus / Solon / Numa Pompilius waren die Gesetzgeber der gesittesten und mächtigsten Völker. Bey den Egyptern, Griechen und Römern machte man seinen Namen durch ein einziges nützliches Gesetz unsterblich. Man verabscheute im Gegentheil diejenige als Barbaren, die nur allein von den Waffen ihr Handwerck machten und nicht dabey auch eine andere Beschäfftigung hatten, durch welche sie sich, als gute Bürger, dem Staat nützlich erwiesen.

VI. Vorschlag,

Die teutsche Sprach auf einen gewissen Grund zu setzen, und in Teutschland übereinstimmig zu machen.

Unsere Vorfahren schrieben ihre gelehrte Werke in latein. Christian Thomasius, ein Mann, der nach seinem freien Geist sich in den Wissenschafften einen eignen Weg bahnte, erwies unserer Mutter-Sprach die Ehre, nicht nur seine beste Schrifften darinn abzufassen, sondern auch seinen Schülern teutsche Les-Stunden zu halten.

Nach ihm gab unser noch lebender groser Weltweise, der Herr geheimer Rath von Wolff, dadurch der teutschen Sprach ihr gröstes Gewicht, daß er die schwerste und danckelste Kunst-Wörter, wo nicht durch einen gleichen Ausdruck, doch mit einer zulänglichen Umschreibung teutsch übersezte.

Unsere meiste Gelehrten sind diesen beiden berühmten Mäñern nachgefolget, dergestalt, daß man in Teutschland nun würcklich angefangen hat, rein teutsch zu schreiben. Allein, man ist über verschiedene Redens-Arten und Wortfügungen; imgleichen über die Rechtschreibung an und für sich selbst noch nicht ganz einig. An einem Ort schreibt man so, an einem andern Ort wieder anders. Wie ist hier der Sache zu rathen?

Die Ober- und Nieder-Sachsen mit ihren Nachbarn haben sich unstreitig um die teutsche Sprach bisher am meisten verdient gemacht, und die drey hohe Höfe zu **Berlin** / **Dresden** und **Hannover** haben beständig eine Menge Staats-

Diener und gelehrte Leute unterhalten, welche durch ihre geschickte Federn die Reinigkeit der teutschen Sprache vor andern befördert haben.

Da nun auch, seit einiger Zeit, zwey teutsche Gesellschafften, die eine zu Leipzig und die andre zu Jena sich hervorgethan, welche durch ihre mannichfaltige und löbliche Bemühungen vieles zur Ausbesserung unserer Sprache mit beygetragen, und durch ihre herausgegebene Schrifften manche vortreffliche Köpfe bekant gemacht haben; so solte man billig eine gegründete Hoffnug fassen, es werde endlich unsere teutsche Sprache durch den Fleiß und durch das Ansehen so vieler geschickten Männer auf gewisse Grund-Regeln können gesetzet werden.

Weil es aber gleichwohl diesen sonst würdigen Gesellschafften, an dem Beifall anderer Gelehrten mangelt, welche sich ausser Sachsen und dessen Nachbarschafft aufhalten; so wär noch eine Unternehmung zu wagen, diese in andern Provinzen von Teutschland lebende Gelehrten gleichfalls mit übereinstimmig zu machen.

Mich düncket, es solte sich dieses am füglichsten thun lassen, wann obgedachte beide löbliche Gesellschafften, unter Veranstaltung ihrer beyderseits ruhmwürdigsten Vorsteher, sich zusammen dahin vereinigten, ein allgemeines teutsches Wörter-Buch, mit denen dahin gehörigen Sprach-Regeln zu verfassen, und solches alsdann mit einem breiten Rand, daß man etwas beyschreiben könte, drucken zu lassen.

So bald dieses Wörter-Buch zu Stand gebracht wär, müste solches sofort an alle diejenige berühmte Leute in Teutschland verschicket werden,

welche

welche durch ihre nette und reine Schreibart sich einen Beyfall erworben haben: sie mögen nun Oesterreicher, Bayern, Francken, Schwaben, Schweitzer, Rheinländer, Westphälinger, oder sonst aus einer andern Gegend in Teutschland seyn. Denn die Rechtschreibung und Geltung der Wörter ist eben diejenige Sache, darüber man die Meynung aller berühmten und gelehrten Teutschen einholen soll.

Diese würden auf ein geziemendes Ersuchen, wann man ihnen das neue Wörter-Buch nur geheфтet, ohne Entgeld solte einhändigen lassen, sich allem Vermuten nach, selbst daraus eine Freude machen, diejenige Wörter, die sie anders zu schreiben pflegen, am Rande anzumerken und kürzlich ihre Gründe mit beyzufügen, warum sie dieselbe so und nicht anders schrieben. In einer Jahres-Frist könten diese Anmerkungen von denen auswärtigen Gelehrten, durch die an ihren Orten sich aufhaltende Buchhändler, oder durch andere Gelegenheit, wieder an die obgedachte beyde Gesellschafften zurück gesendet werden.

Hierauf könten durch die Vorsteher obgedachter beyden Gesellschafften, die unter ihnen befindliche geschickteste Mitglieder ernennet werden, die eingesandte Anmerkungen auf das gründlichste zu untersuchen, und darüber nach reiflicher Erwegung, ohne Leichtsinnigkeit und ohne Partheylichkeit, die eigentliche Geltung der Wörter zu bestimmen, mithin auf solche Weise, der Rechtschreibung der teutschen Sprach, den so längst gewünschten Schluß zu geben.

Hierbey könte man sich auch derjenigen **Anleitung zu einer üblichen teutschen Schreibart** / welche Herr Hofrath Glafey herausgegeben; imgleichen der vor einem Jahr zu Marburg zum Vorschein gekommenen nützlichen **Sammlung zur Erlernung der ächten und reinen juristischen Schreibart** ohne Zweiffel mit vielem Nutzen als einer guten Vorarbeit bedienen.

In Ansehung derjenigen Wörter und Schreibarten, welche eine allgemeine Beystimmung der Gelehrten bereits hätte gültig gemacht, oder auch wegen gewissen Kleinigkeiten

nigkeiten, worüber nichts erhebliches wäre erinnert worden; da brauchte es keiner weiteren Erinnerung. Damit man die Sachen nicht ohne Noth überhäuffen und dadurch ihrem so nöthigen Fortgang selbst verhinderlich fallen mögte. Schöne Redensarten und besondere Ausdrücke könten mit Beyfügung der vornehmsten Schrifftsteller, die sich derselben bedienet haben, den gantzen Werck das Gewicht und den Nachdruck geben.

Ich weis zwar, daß die Höfe sich das Recht allein anmassen wollen, den Werth der Sprachen zu entscheiden; Allein die Sprachen gehören zu den Wissenschafften, und die Gelehrten allein sind die Sprachmeister in der Welt. Diejenige, die also unter ihnen am meisten gelten, die sind auch darüber die unwiedersprechlichste Schieds-Richter. Müssen doch die gröste Fürsten und Monarchen selbst gewärtig seyn, was die Gelehrten von ihnen und ihren Thaten urtheilen und auf die Nachwelt bringen; Wie viel mehr wird es auf sie ankommen, wie sie die Wörter handthieren wollen. Die Höfe sind also bey diesem Geschäffte gar nicht zu gebrauchen. Der Kayserl. müste sonst den Vorzug haben, und dieses wär eben das Mittel, die Sache, wie es bisher geschehen ist, immerfort unmöglich zu machen.

Wer soll aber, wird mancher fragen, von allen diesen Bemühungen und Bücher-Versendungen die Unkosten tragen? Ich meyne, es solte alles dem Verleger doppelt und doppelt eingebracht werden; denn ein vollständiges teutsches Wörter-Buch mit Criticken, Exempeln und Anmerckungen, welches er sodann, unter nöthigen Freiheiten, allein heraus zu geben, das Recht haben würde, und welches, meines Erachtens, nicht viel geringer, als das Dictionaire de l'Academie francoise werden dürffte; ein solches Buch, das alle Gelehrten, alle Schulen, und wenn es recht hergieng, auch alle Buchdruckereyen nothwendig haben müsten, wär allein genug, den Unternehmer zu einem reichen Mann zu machen. Solte er die Unternehmung allenfalls nicht allein auf seinen eignen Beutel wagen wollen, so würden sich genug Liebhaber der teutschen Sprach finden, die ihm darauf mit einem billigen Vorschuß an die Hand gehen solten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loen, Johann Michael von, 1694-1776

Des Herrn von Loen Freie Gedancken zur Verbesserung der Menschlichen Gesellschafft

Bd.: Sammlung 3.

Frankfurt und Leipzig (1748)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Oec.p.o.11#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11435003-9
VD18 1554236X-001